Gebhard Karst

Menschen die im Dunkeln leben

EX-
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

c.1

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/menschendieimdun00gebh

MENSCHEN DIE IM DUNKELN LEBEN

Erzählung einer schicksalsvollen Blinden-Ehe

VON GEBHARD KARST

Selbstverlag Heimatstrasse 26, t. Gallen
1932

HV2335
K
copy one

Vorwort

Ich gehe nun schon 16 Jahre durch die Nacht der Blindheit und habe durch eigenes Erleben und steten Verkehr mit Leidensgenossen des In- und Auslandes Erfahrungen gesammelt, und so wage ich heute die Herausgabe meiner Erzählung «Menschen, die im Dunkeln leben». Erlebnisse von Schicksalsgefährten und eigenes Erleben führten meine Feder. Ich vermied sorgfältig jede Uebertreibung, sollte aber trotzdem etwas Wesentliches in der Erzählung unglaublich erscheinen, so könnte ich mit weiteren Beispielen die Wahrheit des Geschriebenen bekräftigen. Blinde Männer und Frauen, die sich verehlichten, sind mir begegnet. Ich war in ihrer Wohnung, sah ihre Freuden, hörte ihre Klagen. Und vor der Veröffentlichung dieser Erzählung besprach ich mich auch mit führenden sehenden Personen im Blindenwesen.

Möge diese Arbeit dem glücklichen sehenden Mitmenschen zeigen, was es heisst, im Scheine des Lichtes den Kampf ums Dasein zu führen und was es bedeutet, mit verbundenen Augen den Weg durchs praktische Leben suchen zu müssen!

Gebhard Karst.

St. Gallen, den 1. September 1932.

MENSCHEN, DIE IM DUNKELN LEBEN

Auf einem Dünenkamm am Rande des Föhrenwaldes sass eine junge Frau. Sie hatte den Kopf auf die Brust geneigt und war in Gedanken versunken. Nicht weit von ihr sprang ein Mädchen die Dünen hinauf und hinunter. Dann und wann pflückte es ein buntfarbenes Löwenmäulchen und legte die Blume der traumverlorenen Mutter in den Schoss.

Von den Dünen aus sah man das grünlichblaue Meer. Der Himmel war klar. Ein milder Wind trug das Rauschen der Brandung herüber. «Hörst du, Marie Theres,» begann die Frau, «das Meer singt dem Vater sein Grablied.» Das Kind horchte auf. «Kommt er nicht mehr heim?» Die Frau schüttelte den Kopf und erhob sich. Sie streckte die Hand aus und bat: «Führe mich an den Strand.» Das Kind ergriff die dargebotene Rechte und geleitete seine blinde Mutter an das Meer.

Am Ufer blieben die Beiden stehen. Die Blinde neigte sich, um das Wasser zu berühren. Die Wellen spielten ihr über die Hände. Eine schäumende Woge kam heran und spritzte Marie Theres ins Gesicht. Ihrem Munde entfloh ein silberhelles Lachen, das wie der Klang eines Glöckleins aus dem Rauschen des Meeres tönte. Die Frau stand lange schweigend da; endlich wandte sie sich zum Kinde: «Komm, lass uns

von der See Abschied nehmen. Das Rauschen der wilden Wogen lockt mich hinaus, doch deinetwegen muss ich leben. Wir verlassen die Fischerhütte und ziehen in die Fremde.» Das Mädchen blickte mit seinen grossen schwarzen Augen die Mutter verwundert an. Dann reichte es ihr die Hand und sie gingen zum nahen Dorfe. In ihrer Hütte schnürte die Frau einige Habseligkeiten zu einem Bündel und ergriff den grossen Handstock. Marie Theres nahm ihre Puppe auf den Arm. «Klärchen, wir ziehen in die Fremde.» Den Kopf des geliebten Spielzeuges bildete eine grosse Muschel, auf die Augen, Nase und Mund gemalt waren.

Ohne jemand Lebewohl zu sagen, verliess die Frau das Dorf. Ein altes Mütterlein blickte den Scheidenden lange nach. Es hätte die Beiden gerne zurückgerufen, doch seine Stimme war zu schwach; es wäre ihnen gerne nachgeeilt, doch seine Beine versagten den Dienst. «Die arme Klara, was die alles durchmachen muss,» seufzte das Weiblein. «Bei der Geburt des Mädchens wurde sie blind und vor einem Jahr ertrank ihr bei einer Rettungsarbeit der Mann. Ich weiss, sie will hier nicht länger das Gnadenbrot essen, von Almosen leben; wo aber in der weiten Welt wird die Blinde etwas Besseres finden?» Das Mütterchen faltete die Hände und betete.

Die Wanderer erreichten eine Wegkreuzung. «Welche Strasse muss ich gehen?» fragte die kleine Führerin. Die Mutter wies mit der Hand nach rechts. «Siehst du dort drüben die hohen Bäume?» «Ich sehe nirgends Bäume.» «Nirgends?» fragte die Mutter. «Ich

sehe keine Bäume,» wiederholte das Kind. «Dann hat auch sie der Sturm geknickt,» sagte Klara bitter. «Geh den Weg nach rechts.»

Auf der Bank vor einer Kapelle hielten die Beiden Rast. Stock und Reisebündel lagen am Boden. Die Frau war wieder in Gedanken versunken. Marie Theres zupfte sie leise am Gewande. «Willst du nicht hineingehen, Mutter?» «Lass mich, ich bin müde und verbittert.» Das Kind verstand nicht, was die Mutter damit sagen wollte. Schüchtern öffnete es die Kapellentüre und schlüpfte hinein. Drinnen sah es aus wie im Kirchlein auf dem Felsen am Meer, nur vernahm man das Rauschen der Brandung nicht. Beherzt ging das Kind zum Altare und kniete vor den Stufen nieder. Gedämpftes Licht fiel durch das schmale Fenster auf die kleine Beterin. Sie blickte empor zu dem Bilde der himmlischen Mutter. Die Kleine sprach keine Worte, aber aus ihrer Kinderseele stieg ein heisses Flehen zum Himmel für die blinde Mutter.

Ein Pochen an der Tür schreckte Marie Theres auf. Sie erhob sich und eilte hinaus. Dort, wo ihre Füsse den Boden berührt hatten, glänzten Bluttropfen, erste Spuren eines beginnenden Kinderkreuzweges.

Draussen stand die Mutter zum Gehen bereit. «Wir müssen weiter, fernher höre ich Abendläuten.» Rüstig schritten die Beiden aus und erreichten bei hereinbrechender Nacht ein Dorf.

An einem Bauernhaus pochte die Führerin an und bat um ein Obdach. Verwundert betrachtete die

Bäuerin das Mädchen und folgte ihm auf die Strasse, wo seine Mutter wartete. Von Mitleid gerührt, hiess sie die Wanderer eintreten. Nachdem diese etwas gegessen hatten, erkundigte sie sich nach dem Woher und Wohin. «Wie, sie wollen zu Fuss in die Stadt, fürchten sie sich denn nicht allein mit dem Kinde zu gehen?» fragte sie. «Marie Theres begleitet mich gut; wir werden das Ziel gewiss erreichen.» «Aber die Füsse ihres Kindes sind ja wund und bluten,» rief die Bäuerin. Die blinde Frau erschrak. Marie Theres wurde rot und wandte sich zur Mutter: «Brauchst keine Angst zu haben, ich trat auf Dornen; morgen ist es wieder gut!» Die Wirtin holte in der Küche warmes Wasser, nahm aus einem Schrank eine Salbe und sauberes Linnen und pflegte die Füsse des Kindes. Hernach führte sie es in die Schlafkammer.

Als Marie Theres am andern Morgen erwachte und die Mutter nicht im Zimmer sah, schrie sie angstvoll auf und sprang aus dem Bett. Die Bäuerin eilte herbei. «Kind, deine Mutter sitzt schon unten in der Stube; sei nur ruhig.» «Wer hat sie hinunter geführt? — Ist sie nicht ausgeglitten, nicht gefallen?» stiess die Kleine hervor. «Nein,» erwiderte die Bäuerin mit einem Lächeln, «ich bemühte mich, dich gut zu vertreten.» Marie Theres steckte das Gesicht in die Waschschüssel, wusch sich mit beiden Händen, schlüpfte ins fadenscheinige Röckchen und eilte hinunter der Mutter an den Hals. «Denk dir Kind, der Bauer will uns mit seinem Gefährt zur nächsten Bahn-

station bringen, dort dürfen wir den Zug nehmen und können in die Stadt fahren.»

Schon knallte man im Hof mit der Peitsche. Marie Theres trank rasch eine grosse Tasse Milch. Von der freundlichen Gastgeberin wurde Abschied genommen, und dann stiegen die Beiden auf den Wagen. Die Rosse trabten zum Dorfe hinaus, an Gemüsefeldern und Weinland vorbei. Das Mädchen erklärte der Mutter die Gegend. «Dort drüben, wo wir gestern herkamen, steigen weisse Wolken am Himmel auf. Jetzt kommen wir an einen Fluss — an seinem Ufer stehen Weidenbüsche — ein Schiff fährt langsam aufwärts — weiter oben ist ein Dorf. Mutter, jetzt seh' ich etwas Sonderbares; ein Haus mit einem schwarzen Kamin fährt durch die Felder und zieht eine Menge kleiner Häuser nach sich — jetzt hält es an, das grosse Haus, Rauch steigt aus seinem Kamin.» «Das ist die Eisenbahn,» erklärte die Mutter.

Der Bauer trieb seine Pferde zur Eile an. Noch rechtzeitig erreichten sie den Bahnhof. Der Mann besorgte die Fahrkarten und half seinen Schutzbefohlenen beim Einsteigen. Die Blinde wollte ihm danken; er aber lehnte mit einem kurzen «schon gut» ab.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Marie Theres war es nicht geheuer. Aengstlich schmiegte sie sich an die Mutter. Ein anderes Mädchen im Abteil winkte zum Fenster hinaus und lachte. Durch dieses Beispiel ermutigt, wagte sich auch Marie Theres ans Fenster. «Mutter, Mutter,» rief sie, «Bäume, Häuser, alles läuft

davon!» Die Mitreisenden lachten, und selbst über das Gesicht der Blinden huschte ein Lächeln. Marie Theres verbarg beschämt das Köpfchen im Gewand der Mutter. Diese suchte ihr beizubringen, dass nicht die Bäume und Häuser, sondern die Eisenbahn sich fortbewege. Nach einer Weile blickte das Kind wieder zum Fenster hinaus und rief: «Die Bäume eilen doch davon, ich sehe es ja!» Erst als nach geraumer Zeit der Zug anhielt, erkannte Marie Theres ihren Irrtum. Sie nahm die Puppe ans Fenster und erklärte ihr die Eisenbahn. Das andere Mädchen entdeckte das und betrachtete verächtlich das Spielzeug des armen Kindes. «Ich habe eine schönere Puppe daheim, eine, die wie ein wirkliches Kind aussieht. Deine ist ja nur aus Lumpen gemacht,» sagte es zu Marie Theres. Verlegen betrachtete diese ihre Puppe, erhob dann aber nach einer Weile stolz den Kopf: «Der Kopf meiner Puppe kommt aus dem Meer, und der Vater hat das Gesicht darauf gemalt.» Das andere Mädchen spöttelte weiter. Da trat seine Mutter hinzu und lobte die Puppe. Das freute Marie Theres. Sie küsste ihr Muschelkopf-Klärchen.

Der Zug fuhr dröhnend in die Bahnhofhalle der Grosstadt. Der Lärm und das Getriebe draussen versetzten Marie Theres in Schrecken. Die Mutter wollte aussteigen, doch das Mädchen wagte keinen Schritt zu tun. Es zitterte am ganzen Körper. Tränen rannen über seine Wangen. Es fühlte sich des Führeramtes nicht mehr gewachsen. Ein freundlicher Herr kam zu Hilfe, und ehe sich das Kind versah, sassen sie in

einem Tramwagen. Marie Theres wagte nicht hinaus auf die belebte Strasse zu blicken, wie ein verängstigtes Vöglein drückte es sich an die Mutter. Diese bewahrte eine grosse Ruhe. Die Trambeamtin rief den Namen eines Platzes. Die Blinde stand auf und liess sich hinaus auf den Bürgersteig helfen.

Marie Theres lehnte an die Mutter. Strassenbahnwagen und Autos fuhren vorbei. Es rasselte und ratterte wild durcheinander. «Kind, du warst doch immer so mutig, hast die Stürme des Meeres nicht gefürchtet und erschrakest nicht, wenn die Brandung mächtig tobte.» «Ach, kehren wir doch zurück,» seufzte die Kleine. Klara sah, dass sie allein mit ihrem Kinde nicht weiter kommen konnte. Ein Wagen hielt in ihrer Nähe. Der Fuhrmann stieg ab, um etwas an seinem Eselsgespann in Ordnung zu bringen. Die Frau näherte sich ihm. «Entschuldigung, könnten sie uns behilflich sein, wir suchen die Kreuzgasse; ich habe kranke Augen.» Vorsichtigerweise vermied sie das Wort «blind», denn damit hätte sie ihre völlige Hilflosigkeit offenbart. Der Bursche erwiderte freundlich: «Ich bin der Hausknecht des Blindenheims und will ihnen gerne helfen. Steigen sie auf meinen Wagen. Hier ist ein hoher Tritt. Setzen sie den Fuss hin.» So half er ihr geschickt auf sein Gefährt. Darauf nahm er das Mädchen auf seinen Arm, lachte ihm zu, und eins zwei drei flog es der Mutter auf den Schoss. Marie Theres vergass für einige Augenblicke die lärmende Stadt.

Der Karren rollte fort. Es ging durch enge Gassen und dann wieder über belebte Strassen. Dem

Kinde wurde es wieder himmelangst auf dem hohen Sitze. Die Mutter dagegen hing alten Erinnerungen nach. Sie war als sehendes Mädchen mehrere Jahre in der Stadt gewesen und konnte sich deshalb die Strassen und Plätze noch einigermassen vorstellen. Die grossen Kaufhäuser mit den mächtigen Schaufenstern, in die sie damals stundenlang geblickt hatte, tauchten vor ihrem Geiste auf. Der Wagen fuhr am Stadtpark vorüber. Wie schön war es einst da drinnen unter den blühenden Kastanien- und Lindenbäumen. Hunderterlei Vergnügungen liessen sich hier finden. Ja, die Stadt hatte ihr viele Freuden geschenkt, wird sie ihr auch jetzt gnädig sein? — Die Frau begann ihrem Töchterlein von den Schönheiten der Stadt zu erzählen. Dieses hörte ihr jedoch nur mit halbem Ohre zu und wiederholte immer wieder: «Mutter, am Meer und auf den Dünen ist es schöner, kehren wir doch zurück.»

Der Wagen fuhr in eine enge Gasse. «Wir sind bald am Ziel, was wird die Tante sagen, wenn sie uns sieht,» sagte die Frau. «Ueh!» rief der Bursche. Das Gefährt hielt an, und Mutter und Tochter wurden vom Wagen gehoben. Der Begleiter nahm das Reisebündel in die Hand und trat als Erster in das Haus. Die Mutter führend folgte Marie Theres in den Flur und die Treppe hinauf. Der Mann pochte an eine Türe. Klaras Herz schlug in banger Erwartung. Man vernahm einen raschen Schritt. Die Tür ging auf. Eine grosse Frau mit hagerem Gesicht stand da und starrte auf die Blinde. Nachdem sie sich von der Ueberra-

schung etwas erholt hatte, stiess sie hervor: «Um Gottes Willen, was willst du bei mir?» Die Lichtlose streckte die Hand zum Grusse entgegen, doch die Tante ergriff die dargebotene Rechte nicht.

Der Begleiter legte das Reisebündel hin und mit einem mitleidigen Blick auf Marie Theres entfernte er sich. Vor der Haustüre wartete er noch geraume Zeit, um, sollte die Blinde wirklich abgewiesen werden, ihr beistehen zu können.

Indessen erwachte in Marie Theres wieder der Mut, sie stellte sich zwischen die Frauen und blickte die Tante mit flehenden Augen an. Diese senkte den Kopf und liess Mutter und Kind eintreten. In der Stube aber wiederholte sie mit unfreundlicher Stimme: «Was willst du bei mir?» «Wenn ich nicht blind wäre, so verliesse ich deine Wohnung auf der Stelle,» entgegnete Klara, «so aber zwingt mich die Not, dich für einige Monate um ein Obdach zu bitten. Man hat mir gesagt, dass Blinde in der Stadt arbeiten lernen können.» «Arbeiten?» wiederholte ungläubig die Tante. «Ja, arbeiten will ich, will meinen Unterhalt verdienen und bin also nicht gekommen, um dir lange zur Last zu fallen.» «Nun denn, so bleibe hier,» erwiderte etwas freundlicher die Tante.

* * *

Schon am Tage nach der Ankunft suchte Klara den Vorsteher des Blindenheims auf. Nach inständigem Bitten willigte dieser ein, sie in seiner Werkstätte, die eigentlich nur für blinde Männer bestimmt war, im Sesselflechten unterrichten zu lassen. Ein kleiner Arbeitsraum wurde ihr angewiesen, und ein Leidensgenosse erhielt den Auftrag, sie in das Handwerk einzuführen. Die Frau liess es an Lernbegierde und Geschicklichkeit nicht fehlen und schon nach einigen Tagen hatte sie mit Hilfe des Lehrmeisters ein Stuhlgeflecht geschaffen. Immer wieder fuhr sie liebkosend mit der Hand über die Arbeit. «Schau her, was deine blinde Mutter fertig gebracht hat,» sagte sie zum neben ihr sitzenden Töchterlein.

Ihr Gesicht nahm zusehends einen frohmütigeren Ausdruck an. Nun grübelte sie nicht mehr beständig dem harten Schicksal nach. Die Beschäftigung lenkte von trüben Gedanken ab. Jeder Tag brachte Fortschritte, und schon nach einem Monat konnte sie der Gastgeberin einen kleinen, selbstverdienten Betrag auf den Tisch legen. Es waren 15 Franken, und beim nächsten Zahltag nach abermals vier Wochen hatte sich das Einkommen schon verdoppelt. So brachten das erste und zweite Vierteljahr stets Erfolge. Dann aber gewahrte die Blinde zu ihrem grossen Leidwesen, dass sie die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit erreicht hatte. Sie konnte jetzt arbeiten, der Verdienst aber reichte nicht hin und würde niemals hinreichen, um sich und ihr Kind zu ernähren. Das sah die Lichtlose ein, und je mehr sie darüber nachdachte, um so fin-

sterer erschien ihr die Zukunft. Die Lehrzeit in der Werkstätte ging dem Ende zu und die Verwandte durfte nicht länger in Anspruch genommen werden. Es blieb also nichts anderes übrig als daran zu denken, ein Zimmer zu mieten und auf eigene Rechnung zu arbeiten. Doch wie sollte sie das ohne Mittel und ohne Aussicht auf genügendes Einkommen wagen dürfen? Anton, ihr Lehrmeister riet, die Fürsorge um Unterstützung anzugehen. War das aber nicht wieder ein Heischen um Almosen, ein Bitten ums Gnadenbrot? Mit schwerem Herzen ging sie und klopfte bei der Fürsorge an. Man versprach den Fall zu prüfen und entschied nach einiger Zeit: die Frau sei in ein entferntes Heim für weibliche Blinde und das Kind in ein Waisenhaus zu versorgen. Dieser Entscheid hatte eine niederschmetternde Wirkung auf das Gemüt der Lichtlosen. Von ihrem Kinde konnte und wollte sie sich nicht trennen. Es war ja ihr Engel, ihr Licht. Wer vermochte sie zu trösten, ihr so treu zu helfen, und wer konnte ihr alles so schön erklären, die Nacht der Blindheit mit Licht und Farben erhellen, wie ihr Kind ihre Marie Theres! Leidenschaftlich umarmte sie die Kleine. «Nein, von dir lasse ich mich nicht trennen, eher sterben wir beide!»

Die Frau geriet in solche Verzweiflung, dass sie sich nicht mehr zur Arbeit aufraffen konnte. Sie verliess das Zimmer nicht und nur auf das Flehen des Kindes nahm sie etwas Nahrung zu sich. Die Tante öffnete von Zeit zu Zeit das Zimmer und rief hinein:

«Was soll da werden?» Dann schlug sie die Türe wieder zu. Als sich Klara auch nach einigen Tagen nicht anschickte, zur Arbeit zu gehen, machte sie ihr heftige Vorstellungen und brummte beim Hinausgehen, sie habe kein Heim für Geistesgestörte. Die Blinde seufzte: «Hat die Tante denn ganz vergessen, dass ich sie vor Jahren während einer monatelangen Krankheit ohne jedes Entgelt pflegte?»

Marie Theres hegte begreiflicherweise keine Liebe zu der Verwandten, trotzdem besorgte sie auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter alle Ausgänge. Das Mädchen hatte sich rasch an das Leben in der Grossstadt gewöhnt. Das Heimweh nach dem Meer verbarg es im hintersten Winkelchen seines Herzens. Dort musste es schlafen und durfte nur nachts im Traume erwachen. Frühmorgens rief die Pflicht, und die schönen Bilder verblichen wie Sterne vor dem Lichte des Tages. Bis dahin hatte das Mädchen die Mutter täglich in die Werkstätte geführt. Anton, der Meister, war sein Freund geworden und hatte es oft mit kleinen Geschenken beglückt. Zu ihm eilte nun Marie Theres und erzählte von der Not der Mutter. Er suchte seine Leidensgenossin auf und liess sich den Vorfall berichten. Schweigend sass er da und überdachte die Lage der Frau. «Was sagen sie zu dem Bescheid, ist das nicht grausam?» rief Klara. «In der Tat,» erwiderte der Blinde, «aber — —» «Wie aber, — was wollen sie sagen?» stiess die Frau hervor. «Wissen wir vielleicht einen anderen Weg aus der schwierigen Lage,» ergänzte der Mann seine Worte. Da schrie die

Blinde verzweifelt auf: «Wenn es keinen andern Weg gibt als diesen, dann kehren wir zurück ans Meer und suchen uns dort ein Grab!» Erschrocken stand der Blinde auf und tastete nach der Hand seiner Schicksalsgefährtin. «Ums Himmels Willen, reden sie nicht wie eine Gottlose! Ich will ihnen helfen, will einen andern Weg suchen, haben sie acht Tage Geduld!» Langsam beruhigte sich die Frau, und als Anton von ihr schied, drückte sie ihm dankbar die Hand und versprach, wieder mutig zu sein.

Am gleichen Tage noch pochte der junge Mann beim Präsidenten einer Wohlfahrtseinrichtung an und legte Fürbitte ein für die Schicksalsgefährtin. Es gelang ihm, die Zusicherung einer kleinen monatlichen Unterstützung zu erwirken.

Vor dem Einschlafen überdachte Anton noch einmal die Lage der Frau und weitere Möglichkeiten, ihr zu helfen. Immer wieder fragte er sich, ob es nicht doch das Vernünftigste wäre, wenn die Mutter in einem Blindenheim und das Kind in einem Waisenhaus verpflegt würden? Nachdem das Mädchen eine gute Schulung genossen und einen Beruf erlernt haben würde, könnten Mutter und Tochter gemeinsam einen Haushalt führen. Doch dies erforderte Jahre schmerzlichster Trennung und konnte eine Entfremdung des Kindes zur Folge haben. Die kalte Vernunft sprach für eine Versorgung, während sich das Herz dagegen auflehnte. Das Mitgefühl siegte bei Anton. Er war entschlossen, seine Leidensgenossin nicht dem Schicksal zu überlassen.

Am Morgen nahm er Urlaub und ging auf die Suche nach einer kleinen Wohnung. Er stieg hinunter in feuchtkalte Kellerräume und über ausgelaufene Stiegen hinauf in Dachwohnungen. Die Leute begegneten ihm mit Misstrauen; sie dachten, ein Blinder könne kein zahlungsfähiger Mieter sein und eine lichtlose Frau würde viel Mühe und Aufregungen ins Haus bringen.

Endlich liess sich ein Dachstübchen mit einer anstossenden Kammer und einer kleinen Küche finden. Diese Räume entsprachen den Wünschen des Mannes und er mietete sie für ein Vierteljahr auf seine Rechnung. Nun wurde Material und Werkzeug angeschafft und Frau Klara in den Zeitungen als tüchtige Sesselflechterin empfohlen.

Damit glaubte Anton seine erste Aufgabe erfüllt zu haben; doch da fiel ihm ein, dass seine Schutzbefohlenen keine Möbel besassen. Nun war guter Rat teuer. Der Geldbeutel war leer. Fast reute ihn seine Handlungsweise. Da fiel ihm ein, gehört zu haben, dass von einer Kleiderkammer in der Stadt zuweilen auch Möbel an Arme abgegeben wurden. Schnell entschlossen nahm er mit einem Führer den Weg unter die Füsse und sprach vor. Man war sichtlich gerührt von der Nächstenliebe des Lichtlosen, bat ihn aber, ein Empfehlungsschreiben des Blindenheimvorstehers zu bringen.

Damit war der Blinde vor eine harte Probe gestellt, denn zu dem Vorgesetzten sprach er ungern von

seinem Vorhaben. Dieser sprach stets der planmässigen Versorgung der Blinden das Wort und war, wie Anton annehmen musste, auch im Falle Klaras tonangebend gewesen. Der Lichtlose wollte jedoch nicht auf halbem Wege stehen bleiben und klopfte beim Vorsteher an. Während er von seinem Unternehmen berichtete, sprang der Vorsteher aufgeregt in seinem Bureau herum und unterbrach ihn nach kurzem: «Sie mischen sich in eine Sache, die sie nichts angeht. Die Blinde hat sich zu fügen und zu tun, was man ihr befiehlt. Verstehen sie!» «Nein, ich verstehe nicht, Herr Vorsteher, ich fühle als Blinder mit einer Blinden, und ich begreife, dass sich die Frau von ihrem Kinde nicht trennen lässt. Die Versorgung ist die einfachste und müheloseste Art der Hilfeleistung Sinnesgeschädigten gegenüber, aber nicht in jedem Falle die Geeignete.» «Sie haben nicht zu entscheiden, was geeignet oder nicht geeignet ist, darüber beschliesse ich,» erwiderte in scharfem Tone der Vorsteher.

Diese, schon öfters erlebte, kurze Abfertigung empörte den Blinden. Er konnte seine Zunge nicht mehr im Zaume halten: «Es ist himmeltraurig, dass ein Mann, der im Dienste der Blindenfürsorge sein gutes tägliches Brot verdient, nicht mehr Verständnis für uns aufbringt!» Wütend fuhr der Vorsteher auf: «Hüten sie ihre Worte, ich habe die Macht, ihnen die Türe des Heims zu weisen.» Der Lichtlose schwieg. Das war wieder die Waffe, mit der dem Hilfsbedürftigen jeweilen der vernichtende Schlag versetzt wurde.

Ja, wohin sollte er gehen, wenn ihm die Türe der Anstalt gewiesen würde, vielleicht ins Armenhaus — ? Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in ihm auf. Das Bewusstsein der Abhängigkeit macht die Blindheit so schwer. Ohne diese Armut wäre sie wohl keiner Klage wert. Zitternd vor Aufregung tastete Anton nach der Türklinke und verliess das Bureau. In seinem Zimmer angekommen, liess er sich auf einen Stuhl nieder und stützte den Kopf in die Hände. Durfte er als Blinder denn gar nichts für seine Leidensgenossen tun; konnte er keinen vernünftigen Gedanken haben? Jedesmal, wenn ein hilfloser Schicksalsgefährte ihn um Beistand gebeten und er sich für ihn eingesetzt hatte, hiess es: «Schweigen, gehorchen, oder hier hat der Zimmermann für Euch beide das Loch gemacht!» Anton sprang von seinem Stuhle auf: «Diesmal schweige ich nicht, komme, was kommen mag, die Leidensgenossin wird nicht im Stiche gelassen!»

Er nahm Stock und Hut und eilte aus dem Heim. Er fand seinen Weg durch den Verkehr der Stadt und gelangte zum Präsidenten, der die Unterstützung gewährt hatte. Dieser stellte ihm ein Empfehlungsschreiben aus. Damit erhielt er in der Kleiderkammer einige Möbel, und die Wohnung konnte sofort eingerichtet werden. Nun fehlten noch Gardinen und ein bescheidener Wandschmuck. Um sich beides zu verschaffen, veranstaltete Anton trotz scherzhafter Sticheleien seiner Kameraden in der Werkstätte eine Sammlung. Nachdem diese ihrer Necklust Genüge getan

hatten, trug jeder etwas zur Ausschmückung des neuen Heimes bei. Moritz, ein einstiger Matrose, schenkte ein schönes Bild der See. Georg, der trotz völliger Blindheit ein Blumenfreund war, gab eine Zimmerpflanze und Peter, ein tüchtiger Korbflechter, verfertigte einen Blumenständer. Einige gaben einen Geldbeitrag, damit die Gardinen gekauft werden konnten. — Die Frau, welche Anton beim Einrichten der Wohnung half, fand, dass Blumen und Bilder für eine Blinde zwecklos sein müssten. Sie wusste nicht, dass die Vorstellung einer heimeligen Umgebung und das Bewusstsein, in einem hübschen Raume zu leben, auch auf den Blinden wohltuend wirkt. Die Wohnung war nun mit geringen Mitteln freundlich eingerichtet.

Indessen wartete die blinde Frau bange auf den Besuch ihres Freundes. Die Nächte verbrachte sie schlaflos in dumpfem Grübeln, die Tage voll Angst und Sorge, denn sie fürchtete, man komme und nehme ihr Marie Theres weg. Leider fehlte ihr in ihrem Elend der religiöse Halt; sie hatte sich infolge der vielen Schicksalsschläge immer mehr von Gott abgewendet. Trostlos stand sie auf den Ruinen ihres noch jungen Lebens. Vom Himmel leuchtete kein freundlicher Stern und die Erde war in Finsternis gehüllt. Marie Theres faltete ihr die Hände, doch das Herz liess sich nicht zu einem Gebet bewegen. Sie strich liebkosend über die Wangen der Kleinen, aber mit ihr beten wollte sie nicht.

Endlich erklang Antons Stimme auf der Treppe. Marie Theres eilte hinaus und führte den Freund in die Stube. «Wie steht es um uns?» fragte Klara, ehe sie den Gruss erwiderte. «Für den Augenblick wäre geholfen,» antwortete Anton. «Wie, geholfen?» rief die Frau. Anton berichtete kurz, dass er ihr eine Wohnung gemietet und eingerichtet und eine monatliche Unterstützung erwirkt habe. Klara atmete erleichtert auf. «So muss ich mich von meinem Kinde nicht trennen, wie kann ich ihnen das vergelten?» «Durch frohen Mut,» entgegnete der Leidensgenosse. Marie Theres umarmte ihn und tanzte jubelnd um den Tisch.

Anton bat die Beiden, sich nun bereit zu machen, da zum Einzuge alles fertig sei. Leider könne er sie nicht in einem Auto hinführen, aber sie würden sich gewiss mit dem Eselsfuhrwerk zufrieden geben. Das Mädchen klatschte in die Hände. «Ei, das gibt eine lustige Fahrt!» Die sieben Sachen wurden zusammengepackt, und schon war man zum Gehen bereit, da, wider alles Erwarten, weigerte sich die Tante, ihre Nichte ziehen zu lassen. Jetzt, da Aussicht auf eine monatliche Unterstützung vorhanden sei und ihr ein anständiges Kostgeld bezahlt werden könne, gehe man von ihr. Sie werde den Eindringling in fremde Angelegenheiten bei den Behörden und dem Vorsteher des Blindenheims anklagen.

Anton nahm die Frau nicht ernst und würdigte sie deshalb keines Wortes. Marie Theres ergriff mit der einen Hand die Mutter, mit der andern den Freund und zog beide zur Türe hinaus. Die Tante schimpfte.

Klara schüttelte den Kopf: «Sie ist eine unbegreifliche Person. Immer wieder hat sie uns die Türe gewiesen, und nun, da wir sie verlassen, ist es wieder nicht recht.»

Der Zweiräderkarren rollte über das Strassenpflaster. Marie Theres machte ein fröhlicheres Gesicht als vor einem Jahr beim Einzug in die Stadt. Nun konnte sie der Mutter die Strassen und Gassen erklären, und der Weg dünkte sie nur allzu kurz. Als Klara die kleine Wohnung betrat, konnte sie es fast nicht glauben, dass sie hier frei schalten und walten dürfe. Das Mädchen geleitete sie von einem Gegenstand zum andern. Sie betastete und lobte. Besondere Freude bereiteten ihr die Gardinen und die Pflanze im Blumenständer. Marie Theres aber stand entzückt vor dem Bilde des Meeres und beschrieb es der Mutter.

Aus der Küche duftete der Kaffee. Eine freundliche Nachbarin hatte auf Antons Bitte das Abendessen bereitet. Sie begrüsste Frau Klara und versprach, ihr jederzeit gerne behilflich zu sein. In gehobener Stimmung setzten sich alle an den Tisch und nahmen den bescheidenen Imbiss ein. Der junge Bursche, welcher sie hergeführt hatte, weckte mit fröhlichen Spässen die Heiterkeit. Sie verlebten ein gemütliches Stündlein, und dann verabschiedeten sich Anton und sein Freund von Klara und der Kleinen.

Das Bewusstsein, der Leidensgenossin geholfen zu haben, freute den Blinden, ja, er hielt sich an diesem Abend für den glücklichsten Menschen auf Erden.

* * *

Die blinde Frau fand sich in dem Haushalte bald zurecht. Sie hielt auf Ordnung, kehrte und fegte wie eine Sehende. Auch in der Küche wusste sie Bescheid. Gerichte für Feinschmecker gab es nicht. Die einfachen Speisen aber wurden gut zubereitet. Wo immer es nötig war, lieh ihr Marie Theres die Augen, und auch die freundliche Nachbarin sah von Zeit zu Zeit zum Rechten. Verständnisvolle Leute machten sie bekannt, und bald besass die Lichtlose einen guten Ruf als Sesselflechterin. Der Verdienst war nicht gross, doch mit Hilfe der monatlichen Unterstützung brachte sie sich das erste Vierteljahr leidlich durch. Dann aber erschien als drohendes Gespenst die Hauszinssorge. Klara arbeitete bis tief in die Nacht hinein und liess es zu, dass auch ihr Kind tapfer mithalf.

Anton, der sich oft nach den Beiden umsah, pochte wieder bei der Fürsorge an und bat um Erhöhung der bisherigen Unterstützung. Er fand jedoch kein Gehör. Der freundliche Präsident war zurückgetreten, sein Nachfolger und andere massgebende Personen standen unter dem Einfluss des Blindenheimvorstehers und sahen in der Versorgung die einfachste Erledigung der Angelegenheit.

Der sonst fröhliche Blinde wurde unzufrieden und verbittert. Mit seinem Vorgesetzten überwarf er sich immer mehr, und es war fast ein Wunder, dass ihm

nicht die Tür des Heims gewiesen wurde. Er musste immerhin daran denken, mit der Zeit freiwillig das Feld zu räumen. Einige strebsame, charakterfeste Leidensgenossen, die sich mit dem Vorsteher auch nicht vertrugen, verliessen das Heim und fanden glücklicherweise Aufnahme in der Werkstätte für blinde Männer einer andern grossen Stadt. Der dortige Leiter war nicht nur nach aussen hin, sondern in Wirklichkeit ein Freund der Lichtlosen. Die Blinden ehrten ihn als treu besorgten, selbstlosen Vater. Er behandelte sie nicht wie unmündige Kinder, sondern als vollwertige Menschen, und er bekämpfte die charakterschädigenden Einflüsse des Anstaltslebens; kein Schwätzer und Kriecher fand bei ihm Gehör. Er weckte und wahrte das Persönlichkeitsbewusstsein jedes Einzelnen und freute sich, wenn sie freimütig ihre Ueberzeugung bekannten. In wichtigen häuslichen Angelegenheiten zog er sie zur Beratung heran, und es war eine Selbstverständlichkeit, dass tüchtige Blinde auch in den Heimvorstand gewählt wurden, galt es doch, über das Wohl und Wehe der Lichtlosen zu beschliessen, und wie sollte da nicht gerade einer aus ihren Reihen, der aus eigenem Erleben das schwere Schicksal und seine Nöte kannte, mitraten und mitverantwortlich sein können.

Das Beispiel des Leiters verfehlte auch nicht die Wirkung auf die Angestellten des Hauses. Der Vorsteher pflegte zu sagen, die Blinden seien nicht für die Angestellten da, sondern die Angestellten für die Blinden. «Die Lichtlosen sollen erkennen, dass wir Ach-

tung vor ihrem schweren Schicksal haben und ihr Dasein für ebenso wertvoll wie das eines Sehenden, wie das Unsere halten. Nicht äussere Leistungen, sondern der innere Gehalt, die Menschenwürde als solche, entscheidet. Die Anerkennung des Daseinswertes macht den leidenden Menschen lebensmutig und lebensfroh.»

Der Einfluss dieses Vorstehers machte sich auch bei den Behörden und Fürsorgevereinen zum Besten der Blinden geltend.

So war es kein Wunder, wenn diese ihren edlen Freund schätzten und seine Autorität freudig anerkannten. Sie selbst sorgten, wenn es nötig war, für Ordnung und Zucht im Hause.

Hätte Anton vor einem Jahr von diesem Manne gewusst, nichts würde ihn zurückgehalten haben, ihn aufzusuchen. Nun aber brannte in seinem Herzen die Sorge um seine Leidensgenossin, und so konnte er nicht fortziehen.

Eines Tages kam in der Werkstätte das Gespräch auf die eheliche Verbindung zwischen Blinden. Die Kameraden machten Anspielungen auf Klara und Anton. «Unsinn,» rief dieser. «Wie, Unsinn?» entgegnete Moritz, «zwei Lichtlose verstehen sich doch besser als Sehende und Blinde; eines kann sich in die Lage des andern einfühlen und sie werden sich mit doppelter Liebe begegnen.» «Aber,» erklärte Anton, «sie sind den Anforderungen des Ehestandes nicht gewachsen. Die beidseitige Hilfsbedürftigkeit, der grosse

Mangel des Augenlichtes wird zur doppelten Last und dazu kommt die notwendige, aber meist unglückliche Abhängigkeit von einer Drittperson. Ihr wisst es übrigens selbst, wie es mit den Familienverhältnissen bei unseren Schicksalsgefährten Arsago und Sandi steht.» «Ei, schaut den Vernunftsapostel! Gewiss plagt ihn schon ein kleiner Teufel, dem er mit Vernunftgründen den Garaus machen möchte!» spotteten einige und dazwischen rief Jakob: «Von Broder und seiner Frau, die doch glücklich leben, sagt er nichts!»

Anton schwieg, begann aber, durch dieses Gespräch angeregt, ernstlich die Möglichkeit einer Heirat zu erwägen.

Je peinlicher Klaras Lage wurde und je gewisser sie einer Trennung von ihrem Kinde entgegenging, um so mehr drängte es ihn, sie davor zu bewahren. Aus seinem tiefen Mitleid entstand eine innige Liebe zu ihr. Sie bezeugte ihm stets eine grosse Verehrung und Dankbarkeit und zog ihn so mit heimlicher Macht immer mehr an sich. Dem Blinden, der im Leben so manche Zurücksetzung zu erdulden hatte, tat es wohl, von einem Menschen aufrichtig geschätzt und geliebt zu werden. Diesem Glücksgefühl und dem Verlangen, Klara stets Beschützer und Helfer zu sein, fielen die Vernunftsgründe zum Opfer. Er berechnete seine Erwerbsmöglichkeit ausserhalb der Werkstätte und den Verdienst seiner Leidensgenossin und kam zu einem befriedigenden Ergebnis. Die Rechnung wies einzig

den Fehler auf, dass unvorhergesehene Ereignisse, wie Krankheit und Arbeitsmangel nicht in Betracht gezogen wurden. So schritt Anton über die letzten Bedenken hinweg und offenbarte Klara seinen Entschluss. Diese war überrascht, hatte sie doch nie gewagt, auch nur die leiseste Hoffnung an eine Heirat in sich aufkommen zu lassen. Auch jetzt stiegen in ihr dunkle Zweifel an einer solchen Möglichkeit auf. Sie fürchtete mit Recht, alles werde aufgeboten, um Anton von seinem Vorhaben abzubringen. Berge von Hindernissen und Schwierigkeiten entstanden vor ihrem Geiste, und hinter diesen Bergen, da lag der Ort des Glücks, den sie nie erreichen würde. Durfte sie übrigens den Antrag des Freundes annehmen, den das Mitleid dazu trieb? Durfte sie ihm eine lebenslängliche Last sein? Ein schwerer Kampf tobte in ihrem Innern. Endlich raffte sie sich zu einem entschiedenen «Nein» auf. Enttäuscht lehnte Anton an der Türe: «Ich hatte erwartet, mit offenen Armen empfangen zu werden, und nun höre ich keinen Ausruf der Freude und muss sogar eine kalte Zurückweisung erleben.» Klara entgegnete mit bebender Stimme: «Ich kann und darf ihr Opfer nicht annehmen, das Mitleid führt sie ins Unglück. Bleiben sie uns Freund wie bisher.» «Anfänglich war es Mitleid, jetzt ist es Liebe, und wir suchen ja kein Paradies auf Erden, sondern wollen nur einander das Leben etwas erleichtern.» «Einander?» seufzte Klara, «ich kann doch nur eine Last sein.» Nun wich der Ausdruck der Enttäuschung aus Antons Gesicht; erst jetzt erkannte er, dass die Leidensgenossin ihn aus

edlen Beweggründen zurückwies, sich selbst verleugnete.

Da kam Marie Theres von einem Ausgang zurück. Erstaunt blickte sie auf die betrübte Mutter und den Freund, in dessen Augen ein feuchter Glanz lag. Er nahm das Mädchen an der Hand, zog es an sich und fragte leise: «Soll ich für immer von euch gehen oder für immer bei euch bleiben?» «Bleiben, Bleiben,» rief Marie Theres und schlang die Arme um ihn. «Gut, ich will jetzt gehen, um bald wieder zu kommen und dann zu bleiben, wenn mich die Mutter nicht zurückweist.» «Das tut sie doch nicht,» rief das Mädchen lebhaft. «Nicht wahr, Mutter, das tust du nicht?» Nun konnte Klara nicht mehr widerstehen und sagte leise: «Ich tue es nicht.» Anton drückte ihr warm die Hand und ging.

Kaum war seine Absicht, die blinde Frau zu heiraten, ruchbar geworden, hagelten von allen Seiten Vorwürfe auf ihn nieder. Es hiess, ob er denn verrückt geworden sei. Wenn geheiratet sein müsse, könne er doch ein sehendes Mädchen bekommen, brauche sich also nicht einer blinden Witfrau anzuhängen. Zu einer vernünftigen und sachlichen Aussprache fand niemand den Weg. Und niemand hatte ein verständiges Wort für das, was wirklich edle Gesinnung des Mannes war. Je mehr er geschmäht wurde, desto mehr festigte sich sein Entschluss. Die Hindernisse spornten ihn nur zu tatkräftigerem Handeln an, und so blieb er im Bewusstsein, nur die beste Absicht zu haben, unerschüt-

terlich. Seine Heimatgemeinde, die sich begreiflicherweise vor grösseren Armenlasten bewahren wollte, drohte mit einem Prozess. Dafür fand er bei Klaras Bürgerort stillen Beistand. Dort hoffte man der unterstützungsbedürftigen Frau für immer los zu werden. Der Rechtsweg wurde beschritten. Wie, wenn der Entscheid zu seinen Ungunsten ausfiele? Dann könnte er sich seiner Schicksalsgefährtin nicht mehr annehmen, dann wäre seines Bleibens in der Stadt nicht mehr und Klara würde unglücklicher sein denn je. Seine Tage waren ruhelos geworden. Nach seiner Auffassung gab es nur einen Lebensweg, den sie noch gehen konnten. Wurde dieser gesperrt, gähnte auf beiden Seiten der Abgrund.

Der Prozess nahm indessen für Anton einen günstigen Ausgang, da das Gesetz eine Heirat zwischen Blinden nicht verbietet. Und schon nach einigen Wochen führte Marie Theres ihre Mutter und ihren Freund in die Kirche zur stillen Trauung.

* * *

Durch das Fenster der Dachstube lachte die Sonne. Eine grosse Fuchsia hing voll der schönsten Blüten. Vom leichten Windzuge berührt, bewegten sich die Blumenglocken. Ein kleiner Spatz sass auf dem Fenstergesims und schimpfte frech hinein ins Stübchen. Anton flocht einen Strohsitz, Klara ein Geflecht aus Rotang und Marie Theres strickte an einem Strumpf. Der Spatz auf dem Fenstergesims hatte es auf einen Strohhalm abgesehen. Er flog auf eine Stuhllehne und unterbrach dann und wann mit einem Tschirr, Tschirr, das Schweigen. Unter dem Fenster erschien ein zweiter Sperling und rief dem andern etwas zu. Der kleine Taugenichts in der Stube verstand die Mahnung seines Weibchens. Er hüpfte auf den Boden, nahm einen Strohhalm in den Schnabel und brrr war er draussen auf dem Dach. Marie Theres lachte und erzählte den Eltern was geschehen war. Diese lachten ebenfalls.

Das Mädchen trat ans Fenster. Die Sonne verschwand hinter den Dächern. Die Scheiben glitzerten und golden leuchtete die Spitze eines Kirchturms. Nachdenklich stand Marie Theres da. Nach einer Weile wandte sie sich der Mutter zu: «Warum könnt ihr das Licht nicht sehen, warum müssen eure Augen krank sein?» Klara richtete sich auf: «Kind, das wissen wir nicht, aber in unserer Stube brennt nun eine Lampe, von der die schönsten und wärmsten

Strahlen ausgehen. Du weisst ja, wie wir drei einander lieben, und diese Liebe ist mehr wert als das natürliche Licht; sie allein macht den Menschen glücklich. Wenn es nur immer so bleiben würde und nichts unser trautes Beisammensein störte! Ich habe die dunkle Ahnung eines bevorstehenden Unglücks.» Anton fuhr auf: «Sei doch keine Schwarzseherin und trübe nicht mit finsteren Zukunftssorgen den sonnigen Augenblick.» Marie Theres neigte sich über die Arbeit der Mutter und zog ein schwarzes Stückchen Meerrohr aus dem Geflecht. «Gelt Mutter, wenn ich nicht sehen könnte, wäre der dunkle Streifen im Geflecht geblieben und die Leute hätten die Arbeit gerügt.» «Ja, das ist wahr, ohne deine Augen ginge es in unserem Haushalt übel zu, mit dir aber haben wir das Licht und die Liebe.»

Auf dem Fenstergesims erschien wieder der Spatz. «Jetzt ist der kleine Schelm wieder da. Er will gewiss einen zweiten Strohhalm stehlen,» flüsterte Marie Theres. Der Sperling setzte sich unter die Zimmerpflanze, über ihm läutete ein Blumenglöcklein Feierabend. Er drehte den Kopf und blickte die Blüte an, blinzelte dann verstohlen zum Mädchen hinüber und suchte mit seinem Tschirr, Tschirr ein Gespräch anzuknüpfen. Der andere Sperling hüpfte auch wieder über das Fensterbrett und gesellte sich zu seinem Kameraden unter die Fuchsia. Die beiden boten einen so drolligen Anblick, dass Marie Theres laut lachte und sie verscheuchte.

Unterdessen war es Abend geworden. Die Mutter bereitete in der Küche das Nachtessen, während Anton einige Aufzeichnungen in Blindenschrift besorgte.

Nach der Mahlzeit machten sie, von Marie Theres geführt, einen Spaziergang. Nach ihrer Rückkehr nahmen sie die Arbeit wieder auf und flochten bis gegen Mitternacht. Das Mädchen schlief schon lange. Im Hause und auf der Strasse war alles still. Da, plötzlich gellte ein Schrei durch die Nacht. Jemand rief: «Feuer! Feuer!» Die Blinden erschraken. «Wo ist Feuer? Brennt das Haus? Um Gottes Willen, wer hilft, wer rettet uns!» stiess Klara hervor. «Marie Theres, steh auf, steh auf, sieh nach, wo es brennt!» Aufs neue hörte man: «Feuer, Feuer!» Das Mädchen erwachte und rieb sich die Augen. Roter Flammenschein fiel auf sein Gesicht. «Das Haus brennt, Vater, das Haus brennt!» Klara sank, vom Schrecken erfasst auf einen Stuhl nieder. Anton ergriff ihren Arm und zog sie zur Türe hinaus. Das Mädchen folgte. Die Treppe war noch unversehrt, und so gelangten sie glücklich hinunter in das erste Stockwerk. Da hörten sie von oben den Ruf: «Zu Hilfe, rettet meine kranke Mutter!» Ohne sich zu besinnen machte Anton kehrt. Klara wollte ihn zurückhalten: «Bleibe, du kannst doch nicht helfen und gehst zu Grunde!» Er aber riss sich los und lief die Treppe hinauf. Die Blindheit war für ihn kein Hindernis, denn wie von einer unsichtbaren Hand geführt, gelangte er ins Zimmer der Kranken. Der Rauch drohte ihn zu ersticken. Unheimlich knisterte und krachte es. Die

Kranke stöhnte. Rasch wurde sie in eine Decke gewickelt. Ihre Tochter fasste an den Füssen und der Blinde unter den Armen an. Schon fühlte Anton die Glut des Feuers. Rasch schritten sie zur Wohnung hinaus. Auf der Treppe strauchelte der Blinde und fiel hin mit der Last. Mit Hilfe einer Frau, die herbeieilte, hob die Tochter die kranke Mutter auf und brachte sie ins Freie.

Anton war wie betäubt. Er fürchtete die Besinnung zu verlieren. Angstschweiss perlte auf seiner Stirne. Taumelnd stieg er einige Stufen hinunter und sank auf die Treppe nieder.

Marie Theres hatte indessen die Mutter in Sicherheit gebracht und sah sich nun nach dem Vater um. Die kranke Frau trug man an ihr vorüber, er aber folgte nicht. Da rannte sie in das brennende Haus und fand den halb Ohnmächtigen auf der Stiege. Sie fasste ihn an. Sobald Anton ihre Hand fühlte, kam er zu sich. Er erhob sich und liess sich hinaus führen.

Auf der Strasse hatten sich Leute angesammelt. Die Feuerwehr fuhr auf. An die Mauer eines gegenüberliegenden Hauses gelehnt, stand die blinde Frau. Bange wartete sie auf ihr Kind und ihren Mann. Die Minuten wurden zu Stunden, und jedesmal, wenn im brennenden Hause die Balken krachend zusammenstürzten, ging ein Schrecken durch ihren Körper. Sie hielt ihre Lieben für verloren. Da aber erklang Marie Theresens Stimme: «Hier sind wir, Mutter!» Froh reichten sie sich die Hände.

Anton fühlte einen heftigen Schmerz im Fusse. Er konnte nicht mehr stehen und setzte sich stöhnend auf eine Kiste, die herbeigeschafft wurde. Wahrscheinlich hatte er sich beim Falle den Fuss verstaucht.

Die Sanität kam und nahm sich der Unglücklichen an. Den Mann brachten sie ins Krankenhaus. Frau und Kind fanden in der Nachbarschaft Unterkunft.

* * *

In einem grossen Saal lag nun der blinde Mann. Mehr als die körperlichen Schmerzen peinigten ihn die Zukunftssorgen. Tag und Nacht sann er seinem Geschicke nach: Lag denn gar kein Segen auf ihm und seinem Unternehmen? — — Warum musste alles so jäh vernichtet werden? — — Frau und Kind standen obdachlos auf der Strasse, die geringe Habe war verbrannt, das Geld fehlte, um den Haushalt neu beginnen zu können; alles war verloren.

Anton wünschte sich mit seinem Kummer in eine einsame Kammer. In dem grossen Saal mit den vielen Betten vermisste er die nötige Ruhe, um das seelische Gleichgewicht wieder gewinnen zu können. Neben ihm stöhnte ein Leidender, ein Fieberkranker phantasierte; in einer Ecke des Saales sprach man im Flüstertone; Kranke wurden hinein- und hinausgetragen. Alles spielte sich für ihn hinter dem Schleier der Blindheit

ab und griff deshalb seine Nerven um so mehr an. Dazu quälte ihn das Empfinden, von anderen beobachtet zu werden, während er selbst die Umgebung nicht sehen konnte. Er war befangen. Alle diese Folgen der Blindheit folterten ihn.

Die Krankenschwester, welche sich in die Lage des Lichtlosen einfühlen konnte, verfügte, dass sein Bett in eine Ecke des Zimmers gebracht wurde, wo er nicht allen Blicken ausgesetzt war.

Dort sprach sich Anton vertrauensvoll dem Spitalgeistlichen aus. Dieser munterte ihn auf und verhiess ihm die Stelle als Sänger an einer Kirche in der Stadt. Anton verlieh diese Aussicht so viel Mut, dass er auch seine Frau, welche auf Besuch kam, aufrichten konnte: «Warte ruhig bis ich gesund bin, es wird dann schon wieder gehen!» Mit besonderer Herzlichkeit drückte er die Hand seines Töchterleins. «Du bist meine Lebensretterin, ohne dich wäre ich umgekommen!» «Und ohne dich wäre die Frau verbrannt,» erwiderte Marie Theres. «Wie geht es der Kranken? Habt ihr etwas erfahren?» «Hat man dir denn keine Kunde, kein Zeichen des Dankes gesandt?» fragte Klara. «Das tut nichts zur Sache, hoffentlich geht es ihr gut, und wir, nicht wahr Marie Theres, sind glücklich, wieder beisammen zu sein.» Das Mädchen küsste seine Hand.

Bald nach dem Besuche traf Klara zufällig die Tochter der geretteten Frau. Diese erinnerte sich sogleich des blinden Helfers. Nach dem Unglück war die Krankheit der Mutter schlimmer geworden, und die

Sorge um ihr Leben drängte alles andere in den Hintergrund. Nun, da es der Leidenden wieder besser ging, wollte sie der aufgeschobenen Dankespflicht nachkommen. Klara wurde die Gastfreundschaft für einige Tage angeboten, und das Fräulein besuchte auch den blinden Mann im Spital. Es erzählte dem Arzte und der Schwester von der edlen Tat. Diese beglückwünschten ihn, und am andern Morgen lag ein Geldgeschenk und ein Anerkennungsschreiben auf dem Nachttisch. Daneben stand eine Vase mit schönen Nelken. Erfreut betastete er die Blumen und liess sich von der Schwester das Schriftstück vorlesen. Doch ehe Anton es zu Ende gehört hatte, meinte er: «Ich habe eigentlich keine Heldentat vollbracht, sondern nur meine Pflicht getan.»

* * *

Einige Tage später konnte der Lichtlose das Spital verlassen. Sofort wurde eine Wohnung ausfindig gemacht. Da es schwer hielt, etwas Billiges und Angenehmes zu bekommen, mussten sie sich mit feuchten Wohnräumen eines Erdgeschosses zufrieden geben. Dieser Aufenthalt sollte nur ein vorübergehender sein. Für den Augenblick galt ihnen als Hauptsache, wieder gemeinsam leben zu können. Die Möbel wurden zum Teil geschenkt, zum Teil auf Abzahlung erstanden und so mussten sie unglücklicherweise mit Schulden beginnen.

Marie Theres zogen die Eltern zu vermehrter Hilfeleistung heran. Es war keine Rede davon, dass das Mädchen in die Schule gehen könne, und bei der nicht strengen Handhabung des Gesetzes erfolgte auch keine Aufforderung. So diente es von morgens früh bis abends spät den blinden Eltern, und bald schrie auch ein Brüderlein nach seiner Hilfe.

Marie Theres wartete den kleinen Erdenbürger mit schwesterlicher Liebe und pflegte oft scherzend den Eltern zu sagen: «Jetzt sind wir zwei Sehende in der Familie. Passt auf, bald werden wir im Hause regieren und euch mit vereinten Kräften beistehen.»

Die Blinden berührte es schmerzlich, nicht in die Augen ihres Knaben blicken und nicht sehen zu können, wenn ihnen der Kleine lachend die Aermchen entgegenstreckte. Der blinde Vater wurde erst wirklich glücklich, als Raphael zu plaudern begann. Da erst übermittelte ihm das Gehör ein klares Bild seines Kindes.

Der Familienzuwachs hatte neue Sorgen, aber auch neue Freuden gebracht. Wo junges Leben blüht, hat die Zukunft ein helleres Gesicht, und selbst über der Gegenwartsnot steht ein lebendig flimmernder Stern. So träumte der junge Vater oft von der Zukunft seines kleinen Sohnes und setzte grosse Hoffnung auf ihn.

Langsam ging es der Familie auch wirtschaftlich besser. Anton hatte eine Anstellung als Sänger in der

Kirche erhalten. Seine Stimme bildete sich aus. Sie war warm und klangvoll. Marie Theres horchte mit Entzücken den Liedern ihres Vaters, und auch bei den Gläubigen erfreute er sich einer grossen Beliebtheit.

Bei allen kirchlichen Anlässen, Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen ertönte die angenehme Stimme des Lichtlosen durch das Gotteshaus.

Anton waltete mit Ernst seines Amtes und dies trug viel zu seiner Verinnerlichung bei. Aus der Kirche brachte er Licht und Segen heim in die düstere Wohnung und die Familie durfte, dank des besseren Verdienstes, daran denken, die feuchten Räume bald mit einem freundlicheren Heim zu vertauschen.

Eines Tages pochte Romogus, ein Leidensgenosse bei ihnen an. Der Mann war lange Jahre Organist einer Kirche gewesen; nun aber spielte er Handharmonika in den Cafés und Cabarets der Stadt. In sein Programm musste etwas mehr Abwechslung gebracht werden, und so lud er Anton ein, ihn zu begleiten. Mit allen Mitteln der Ueberredungskunst suchte er den Leidensgenossen für seinen Plan zu gewinnen. Er schilderte die glänzenden Erfolge, die ein blinder Sänger ernten könne, rechnete den Verdienst vor und spottete über das verhältnismässig kleine Einkommen in der Kirche. Anton erklärte, dass ihm ein solches Auftreten in der Seele zuwider sei und ihn vor den Liedern, die er singen müsste, ekle. Der Gast aber liess nicht nach, den Leidensgenossen für seine Sache zu gewinnen. Er verhiess ihm, dass er bald aller wirt-

schaftlichen Sorgen bar mit seiner Familie in Freuden leben könne. An das Auftreten werde er sich bald gewöhnen, und um der Seinen willen müsse er zu einem Opfer bereit sein und einmal tun, was ihm unangenehm sei.

Der Sänger sass am Tisch und überlegte. Wenn er das Angebot des Kameraden annehmen würde, dann flösse tatsächlich mehr Geld in den Haushalt und für die Familie könnten bessere Tage beginnen. Aber konnte dieses abendliche Singen in den Cafés nicht auch unerwünschte Folgen haben? — —

Der kleine Raphael trippelte durch die Stube zu seinem Vater. Dieser nahm ihn auf die Knie und spielte mit ihm. «Denk doch an deine Kinder,» begann Romogus wieder. «Es steht in deiner Macht, ihnen eine glückliche Jugend zu schenken.»

Anton gab keine Antwort. Da stand der Leidensgenosse auf und brummte: «Da will man den Leuten einen Verdienst zuhalten, ihnen beistehen und begegnet einem solchen Unverstand. Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen, Adieu!»

In der folgenden Woche wurde Anton von dem Gläubiger, der noch ein Anrecht auf die Möbel hatte, sehr bedrängt. Da gab er der Lockung, mit Romogus einen Versuch zu wagen, nach. Dieser erschien auch wirklich eines Abends wieder, um zu sehen, ob der Leidensgenosse für seine Pläne reif geworden sei. Erfreut lachte er, als sich Anton zu einer Probe bereit erklärte.

Sogleich mussten Lieder und neueste Schlager eingeübt werden. Mehr als einmal weigerte sich Anton, weiter zu singen: «Das ist Unsinn!» Romogus legte eine grosse Gelduld an den Tag. Der Fang sollte ihm nicht mehr aus dem Netze springen. Die Uebung wurde fortgesetzt. Wieder unterbrach ihn Anton: «Wie konntest du die königliche Orgel mit einer Handharmonika vertauschen! War es nicht ein herrliches Empfinden, die Fülle wundersamster Klänge durch die Hallen der Kirche rauschen zu lassen! Jubelte deine Seele nicht mit und warst du nicht glücklich, Gott und den Menschen durch diese edle Kunst dienen zu können?» Romogus senkte den Kopf. Die Finger glitten über die Tasten seines Instrumentes und entlockten ihm die Melodie eines Chorals. Doch plötzlich brach er das Spiel ab. «Das ist alles schön was du da sagst, die jetzige Tätigkeit bringt aber mehr Geld ein. Sing den Schlager weiter: In einer kleinen Konditorei, da verliebten sich zwei.» Marie Theres hörte traurig zu. Sie fühlte, wie hart es den Vater ankam, solche Lieder zu singen.

Der Abend, an dem Anton das erste Mal auftreten musste, war gekommen. Der Sänger bemühte sich, fröhlich zu sein, lachte und scherzte; sein Herz aber blutete. Am Morgen hatte er zur heiligen Feier in der Kirche gesungen, und nun fürchtete er seine Stimme zu entweihen. Es schien ihm, als ob jeder Ton seines Gesanges, der von den Wänden widerhallte, zu einem kleinen Kobold werde und ihn äffe, und je lauter er zu

singen anhob, desto frecher höhnten die Teufelchen, und wenn die Leute stürmischen Beifall spendeten, so verzogen sich die dämonischen Knirpse, nur um wilderen Gesellen das Feld zu räumen.

Anton schwindelte. Weckte der Weingeruch solch unsinnige Vorstellungen in seinem Gehirn, oder beschwor das Gewissen die Quälgeister herauf? Er tastete nach der Hand seines Töchterleins, wie um Schutz zu suchen. «Gehen wir noch nicht heim?» fragte dieses. Er zuckte die Achseln. Romogus ahnte die Stimmung seines Leidensgenossen, und er war so klug, ihn an diesem Abend nicht über die Kräfte zu beanspruchen. Mit einem schönen Stück Geld entliess er den Sänger. Dies versöhnte Anton ein wenig mit dem Unglück. Freudig brachte er den Verdienst seiner Frau, die einige dringende Anschaffungen machen konnte.

Die Hoffnung, sich in das Gewerbe einleben und der Familie eine bessere Stütze sein zu können, bewogen den Lichtlosen, das Anerbieten seines Schicksalsgefährten endgültig anzunehmen und sich für ein halbes Jahr zu verpflichten.

Anfänglich gab er sich alle Mühe, den verderblichen Einflüssen zu widerstehen, und so lange seine Nerven stark waren, blieb er auch Sieger; doch die Anstrengungen des Auftretens und die schlaflosen Nächte untergruben seine Gesundheit und bewirkten eine seelische Erschlaffung. Seinen Pflichten als Kirchensänger kam er nicht mehr nach. Wenn er am Morgen, nach durchwachter Nacht im Gotteshause

singen sollte, klang seine Stimme müde und heiser. Oft erschien er nicht zur festgesetzten Stunde und brachte den Geistlichen in Verlegenheit. Man mahnte ihn, pünktlicher zu sein, man übte lange Geduld, aber endlich sah sich der Geistliche genötigt, die Stelle einem anderen Blinden zu übergeben. Anton begriff die Massnahme, aber es schmerzte ihn, das liebgewordene Amt verloren zu haben.

Die Flechtarbeit litt ebenfalls. Die Stühle wurden nicht mehr pünktlich abgeliefert, und die Arbeit entbehrte der früheren Sorgfalt. Die Kunden blieben weg.

Unzufrieden mit sich selbst und der ganzen Welt schalt Anton seine Frau wegen jeder Kleinigkeit. Beim geringsten Vorfall verliessen ihn Geduld und Liebe. Er entdeckte an Klara Fehler, die er früher nicht beachtet oder still ertragen hatte. Es schien, die Wirtshausluft habe seinen Geist benebelt.

Begreiflicherweise verlor auch Klara den Mut und die Kraft. Die Ordnung im Haushalt liess nach, die Kleider wurden nicht mehr in Stand gehalten und die Kinder entbehrten der Pflege. Und nun fühlte man erst recht die Düsterkeit und Feuchtigkeit der Wohnung.

Anton empfand zu Hause ein immer grösseres Unbehagen und flüchtete auch tagsüber in eine Schenke. Bei einem Glase Wein und in Gesellschaft von Freunden suchte er sein Unglück zu vergessen. «Ein Blinder muss auch etwas vom Leben haben,» sagten die

Kameraden und füllten seinen Becher. «Trink und sei glücklich.» Doch mit dem Glücke war es nicht weit her. Oft überkam ihn eine Schwermut. Bei den Menschen hatte er die Achtung eingebüsst und im Stillen schämte er sich vor seiner Frau und Marie Theres. Letztere dagegen scheute sich nicht, ihn in der Schenke aufzusuchen. Vorwurfsvoll blickte sie die zweifelhaften Freunde an. Einer flüsterte Anton zu: «Die Jungfrau von Orleans stürmt unsere Festung!» Marie Theres fasste bittend die Hand des Vaters. Er wollte sie begütigend abweisen, sie jedoch liess mit Bitten nicht nach, bis er sich erhob und ihr folgte. Auf dem Heimweg sprach ihm das Mädchen freundlich zu, und nach solch einer Kinderpredigt mied er für einige Zeit das Wirtshaus.

Bald ging auch sein Stern als Sänger unter. Die Stimme war unschön und rauh geworden. Romogus verliess ihn und dingte einen anderen Leidensgenossen. Was sollte er nun beginnen? Seine Gesundheit hatte eine schwere Niederlage erlitten. Gönner fehlten und zu Hause sah es trostlos aus. In seiner Verlegenheit wandte er sich an Marie Theres. Mit dem nun 15-jährigen Mädchen liess sich reden wie mit einer erwachsenen Person. Es wusste ihm auch wirklich einen Weg zu weisen.

Die kluge, unermüdlich arbeitende Tochter hatte ohne Wissen des Vaters einen Hausierhandel begonnen und durch die Einnahmen die Mutter und ihr Brüderchen vor dem Schlimmsten, dem Hunger bewahrt.

Anton war oft erstaunt gewesen, dass immer Brot auf den Tisch kam, trotzdem er fast kein Geld nach Hause brachte; doch nach der Ursache zu fragen hatte er nicht gewagt. Nun eröffnete ihm die Tochter das Geheimnis und lud ihn ein, mit ihr auf den Handel zu gehen. Der Blinde war kein geschickter und begeisterter Hausierer. Marie Theres verstand es aber, ihn trotzdem in das Geschäft einzuführen. Bald ging es über Erwarten gut, und schon nach einem halben Jahre konnten sie ihre Behausung mit einer freundlicheren Wohnung vertauschen. Anton erholte sich gesundheitlich, und bald war er wieder der alte, zufriedene Mensch. In der Familie kehrte die Liebe wieder ein, und alles wäre auf den besten Wegen gewesen, wenn nicht eine finstere Wolke das neubegonnene, glückliche Leben überschattet hätte. Marie Theres hüstelte beständig und auf ihren Wangen glühte ein verdächtiges Rot. Mehr als einmal mahnten sie die Eltern, sich ins Bett zu legen und auszuruhen. Doch sie wollte um keinen Preis den Vater allein ziehen lassen und raffte sich trotz grosser Müdigkeit täglich auf.

Anton quälten schwere Gedanken. Das Mädchen war gezwungen gewesen, sich all zu früh für die Eltern abzumühen, und nun zeigten sich die Folgen. Wenn sie wirklich ernstlich erkrankte und — — — —. Der Blinde durfte nicht weiter denken. Das Herz krampfte sich ihm in der Brust zusammen.

Eines Abends stellten sie die Hausierkiste auf eine Bank am Wege. Von den wilden Kastanienbäumen, die eine Allee bildeten, fielen die Blätter. Die kalten

Winde, des Winters Vorboten, entrissen dem Herbst den Pinsel, mit dem er die Natur bunt bemalt hatte und griffen mit frostigen Händen ins Geäst der Bäume. Wie flügellahme Vögel flatterten die Kastanienblätter zur Erde, liessen sich ein Weilchen vom Winde im Kreise drehen und schlüpften dann in ein geschütztes Winkelchen, um dort zu vergehen. Anton hörte das Knistern der Blätter, hörte wie sie am Boden dahinfegten. Seine blinden Augen bewegten sich. Man merkte, dass er mit seiner lebendigen Vorstellungskraft alles, was ihm durchs Gehör übermittelt wurde, auch bildlich, gleichsam wie ein Sehender wahrnahm. Sein Gesichtsausdruck wurde ernster, und Marie Theres sah, wie es jedesmal, wenn sie von einem Hustenanfall geschüttelt wurde, schmerzlich um seinen Mund zuckte. Sie wusste, dass er ihretwegen besorgt war, und sie fühlte, dass ihn noch etwas drückte, worüber er sich nicht aussprach. Wie sollte sie ihn trösten? «Vater, ich sehe, dass du einen Kummer hast. Wir wollen im Frühling nach Heiligkreuz pilgern. Dort wirst du gewiss Frieden finden, und vielleicht, wer weiss, auf Mariens Fürbitte hin vom lieben Gott das Augenlicht erhalten.» Anton lächelte bitter. «Ach Marie Theres, aufs Augenlicht möchte ich gerne verzichten, wenn nur du die Gesundheit erhieltest.» «Aber Vater, liebst du mich denn mehr als das Licht, als die schöne Welt, die du dann sehen könntest?» «Wie kannst du nur fragen. Gewiss liebe ich dich mehr!»

Glücklich blickte ihn das Mädchen an. «Du bist ein guter Vater. Ich werde für dich beten, dass du sehend wirst.» «Ein guter,» wiederholte Anton seufzend, «ich weiss es nicht.»

An diesem Abend fand Marie Theres, so müde sie war, den Schlaf nicht. Ihre Gedanken weilten bei der geplanten Wallfahrt. Im Geiste sah sie den Vater mit glücklichem Gesichte. Freude strahlte aus seinen Augen. Er war sehend geworden. Ein Gefühl unsagbaren Glückes erfasste das Mädchen. Doch — — —, wie wurde ihr plötzlich! Ein heisser Strom flutete ihr in den Hals. Sie stiess einen leisen Schrei aus und wollte sich erheben; aber schon stürzte Blut aus dem Munde und ergoss sich über die Decke. Ermattet sank sie zurück.

Klara hatte den leisen Ruf vernommen, und schon stand sie am Bette der Tochter. Ihre Hand tastete nach Marie Theres. Da fühlte sie das Blut. «Gott im Himmel! Was ist geschehen! Schnell ein Glas Salzwasser!» Sie fürchtete einen zweiten Blutsturz und konnte es beinahe nicht erwarten, bis das blutstillende Getränk bereitet war. Da reichte ihr Anton das Glas. Sie hielt es dem Mädchen an den Mund. «Mutter habe keine Sorge, es wird wieder gut,» lispelte die Kranke.

Anton lief nur mit Hemd und Hose bekleidet zur nächsten Wirtschaft. Verwundert sahen sich die Gäste nach ihm um, als er in die Trinkstube trat. Sie glaubten, er sei von Sinnen. Ein Halbbetrunkener rief: «He du, hast du Schuhe und Rock versetzt, um ein fröh-

liches Stündlein mit uns zu verbringen?» Einer der Zechenden gab dem Sprecher einen Rippenstoss: «Siehst du denn nicht die Angst in seinem Gesichte!» Nun stand der Wirt vor Anton. «Bitte telephonieren sie schnell einem Arzt. Marie Theres ist schwer erkrankt. Ich erwarte den Doktor beim Nelkenweg, damit er das Haus nicht lange suchen muss.» Der Wirt versprach sofort zu telephonieren. Anton dankte und lief die Strasse zurück. Beim Nelkenweg blieb er stehen. Ihn fror in seiner dürftigen Kleidung. Doch er achtete nicht darauf. Wenn nur der Doktor bald käme! Vielleicht sprach Marie Theres eben das letzte Wort zur Mutter; vielleicht hatte das edle Herz schon aufgehört zu schlagen. «Herrgott erhalte uns den Engel!» betete Anton.

Schritte näherten sich. Jemand fuhr ihn an: «Was treiben sie sich halb bekleidet auf der Strasse herum?» «Mit wem habe ich die Ehre?» «Ich bin ein Schutzmann, sehen sie das nicht?» «Nein, ich bin blind, ich warte hier auf den Arzt, meine Tochter ist krank.» «Wo wohnen sie?» Anton erklärte den Weg. «Gut, gehen sie zu ihrem Kinde, ich bringe den Arzt hin,» antwortete der Schutzmann. Anton dankte und ging.

Klara hatte indessen das Mädchen vom Blute gereinigt und vorsichtig auf saubere Leintücher gebettet. Anton setzte sich ans Krankenlager und hielt die Hand der Leidenden. Der Puls ging schwach, aber das kostbare Leben war noch da, konnte gewiss gerettet werden.

Von der Treppe her vernahm man feste Schritte. «Hier ist die Wohnung, leben sie wohl Herr Doktor.» Anton öffnete die Türe und grüsste. «Alle Wetter, rief der Arzt aufgeregt, wo bin ich da hingeraten?» «Bitte sehr, Herr Doktor, treten sie ein,» bat Anton. «Gibts nun bald Licht? Meinen sie ich könne im Dunkel hantieren?» lärmte der Eintretende. «Entschuldigung, wir dachten nicht an das Licht, weil wir blind sind.» Mit diesen Worten drehte Anton den elektrischen Schalter. «Wie, sie sind blind, die Frau auch?» fragte betroffen der Arzt. Anton bejahte und führte das Gespräch sofort auf die Kranke. Der Doktor untersuchte das Mädchen, stellte einige Fragen, gab Weisungen zur Pflege und versprach, am nächsten Morgen wieder zu kommen. «Wie steht es»?, fragte der Blinde vor der Türe. «Der Fall ist ernst. Sobald wie möglich muss die Kranke in den Spital gebracht werden,» erklärte der Arzt und drückte teilnehmend seine Hand.

Als der Doktor in sein Auto stieg, schaute er noch einmal hinauf zur Wohnung der Blinden. Soeben hatte man das Licht ausgelöscht. Eine dunkle Gestalt bewegte sich hinter dem Fenster. Nie in seinem Leben war ihm das Schicksal der Blinden so nahe getreten wie bei diesem Besuch. Er, der Sehende, hatte die Blinden um Licht angeschrien, von Menschen, die im Dunkeln leben müssen, hatte er Licht gefordert. Beinahe hätte ihn die Nacht feige gemacht und zum Rückzug gezwungen. Wirklich mutig war er erst im Lampenschein geworden, und diese Menschen mussten

tapfer ohne Licht durchs ganze Leben gehen. — — Mit welcher Selbstverständlichkeit nimmt der Sehende die Dienste der Sterne und des künstlichen Lichtes an. Wie ist es für ihn natürlich, dass die Nacht dem hellen Tage weicht. Erlischt abends für einige Minuten die Glühbirne, wie steht der Sehende hilflos da. Er klagt, schimpft und schreit nach Licht, und wenn mit dem Lichte auch die Hoffnung verbliche, dass es je wieder hell werde? — — Was dann? — — Dann ergriffe ein Grauen die Menschheit und starr vor Entsetzen stünde sie da im Gefühle der ewigen Nacht.

Während der Doktor diesen Betrachtungen nachhing, sassen die Blinden bekümmert am Lager ihrer Tochter und sehnten den Morgen herbei. Sie lauschten auf jeden Atemzug, jede Bewegung der Kranken.

Die Wanduhr im Zimmer tickte schwerfällig. Es war, als müsste sie mühsam jede Sekunde der Zeit abringen. Nach überaus langen Abständen, wie es den Harrenden vorkam, raffte sie sich zum Stundenschlage auf. Die Uhr ärgerte den Blinden. Er stellte sie ab. Doch da wurde es so unheimlich still in der Stube, dass die Lichtlosen erschraken. Sie hatten das Empfinden, die Zeit habe aufgehört zu sein und merkten, dass der Mensch besser in Begleitung der Uhr geht und sei ihr Schritt noch so zögernd. Jeder Stundenschlag ist wie ein Wegstein, bei dessen Anblick der Wanderer erleichtert aufatmet, sieht er doch das Ziel näher rücken. Die Wanduhr durfte ihren Lauf wieder

beginnen. Mit einigen übermütigen Sprüngen nahm der Pendel sein gemessenes Tick Tack wieder auf.

Der kleine Raphael sprach im Traume hie und da ein Wort. Zwischen den Wänden raschelte es. Von der Strasse her vernahm man Schritte, dann war alles wieder ruhig. Endlich fühlten die Blinden aus dem frischen Luftzug, der durch das Fenster drang, dass sich der Morgen ankündigte. Die Finsternis verkroch sich in die Stubenwinkel, Schatten huschten unter den Tisch, es wurde heller und heller. Da öffnete Marie Theres die Augen und sah die Eltern am Bette sitzen. «Vater, ich bin noch sehr müde. Wir gehen heute erst nach Mittag,» sagte sie. Die Blinden hoben die Köpfe. Die Nacht, welche auf ihren Gesichtern lag, wich. Der Klang der Stimme war für sie wie erste Sonnenstrahlen des neuen Tages. Die Mutter strich dem Mädchen liebkosend über die heisse Stirne. «Du sollst nun ruhen bis du wieder gesund und stark bist.» Marie Theres schloss die Augen und schlummerte ein.

Aus dem Nebenzimmer sprang Raphael. Verwundert blieb er am Bett der Schwester stehen. «Ist Marie Theres krank?» «Ja, Büblein, sei recht still, damit sie schlafen kann. Komm, wir gehen in die Küche,» sagte die Mutter. Auch Anton erhob sich. Er holte draussen einen Sesselrahmen, liess sich dem Krankenlager gegenüber nieder und begann zu arbeiten. Nach geraumer Zeit erwachte das Mädchen und blickte hin zum Vater. «Du, das Flechtrohr ist schwarz. Zeige mir das ganze Bündchen, damit ich nachsehen kann, ob

noch mehr Fehlerhaftes darunter ist,» flüsterte das Mädchen. «Ich werde Raphael fragen, du sollst ruhen, liebe Marie Theres!» Doch die Kranke wollte sich erheben, sank aber mit einem Seufzer zurück. Anton legte die Arbeit weg, setzte sich ans Bett und suchte Marie Theres zu trösten. Da kam der Arzt. Er betrachtete die Kranke, befühlte den Puls und ging bald wieder.

Gegen Abend nahmen die Fieber zu. Mit Besorgnis erwarteten die Blinden die Nacht. Eine Krankenschwester verbrachte einige Stunden bei der Leidenden und stand Klara mit Rat und Tat bei. Als sie die Stube verliess, bat die blinde Frau, sie möchte das Licht auslöschen. Die Schwester drehte den Schalter und blickte zurück in den finstern Wohnraum. «Nein,» rief sie, «ich kann sie nicht so im Dunkeln lassen!» «Bitte sehr Schwester, die Glühbirne kann unsere Nacht nicht erhellen.» «So müssen sie denn immer im Dunkeln leben! Da drunten im Flur brennt das Licht, in der Stube aber ist Finsternis.» Die Schwester trat schaudernd von der Schwelle zurück. Es war ihr, als würde sie hineingezogen in die Nacht der Blinden. Sie eilte die Treppe hinunter und hinaus in die hell erleuchteten Strassen der Stadt. Dort drang eine verschwenderische Fülle des Lichtes auf sie ein. Die grossen Lampen blendeten. Ihre Augen schlossen sich, aber auch durch die Lider schimmerte noch ein wenig Licht.

In ihrem Zimmer wagte sie, als sie sich zur Ruhe legen wollte, kaum die Lampe auszulöschen. Eine

seltsame Furcht vor der Nacht hatte ihre Seele ergriffen. Endlich drehte sie doch den Schalter. Da glitzerte silbernes Mondlicht durch das Fenster und nähertretend, sah sie am Himmel die Sterne flimmern. «Das ist nicht die Nacht der Blinden,» sagte sich die Schwester. Ihr Mut kehrte zurück. Sie wollte die stockfinstere Nacht suchen. Die Fensterläden wurden geschlossen. Durch die Ritzen drangen zarte Lichtfäden, Fensterchen zum Lichte waren noch da, wenn auch klein wie Nadelköpfe, und bald konnte das Auge die Umrisse der Gegenstände erkennen. Die Schwester ergriff die Türklinke. Draussen im Flur war es dunkler. Hierhin fand kein Lichtschimmer den Weg. Aber auch da unterschied das Auge das Finstere vom Finstern, den hohlen Raum von den Wänden. Also auch das war noch nicht die völlige Lichtlosigkeit, und dazu hatte sie, die Schwester, die Macht, mit einem Handgriff den Raum zu erhellen, die Blinden aber standen gebannt, machtlos da, zur unwiderruflichen Dunkelheit verurteilt.

Die Schwester konnte lange nicht einschlafen. Das Geschick der Lichtlosigkeit hatte ihre Seele tief ergriffen. Sie fasste den Entschluss, ihre Augen, ihr Leben dem Dienste der blinden Mitmenschen zu weihen.

* * *

Klara und Anton hatten zusammen und abwechslungsweise gewacht. Der Morgen brachte eine sichtliche Besserung. Frohe Hoffnung erfüllte ihre Herzen. Doch der Arzt machte diese zunichte. Er entschied, dass das Mädchen sofort ins Krankenhaus überführt werde. Die Eltern fügten sich in das Unvermeidliche. Marie Theres dagegen wollte die Ihrigen nicht verlassen. Unter Tränen flehte sie den Arzt an, sie doch nicht fortzunehmen. Der Doktor schüttelte den Kopf. Da schaute das Mädchen mit seinen grossen Augen bittend auf Anton. Dieser fühlte den auf ihm ruhenden Blick. Er räusperte sich. Es würgte ihn im Halse. Endlich brachte er hervor: «Du musst in Gottes Namen gehen. Wir bringen das Opfer der Trennung, damit du uns bald wieder gesund geschenkt werdest.» Traurig schloss Marie Theres die Augen. Man trug sie hinaus in den Krankenwagen.

Mit dem Weggang des Mädchens zog der letzte frohe Sonnenstrahl aus dem Stübchen der Blinden. Eine doppelt finstere Nacht umfing sie. Das muntere Plaudern des kleinen Raphael allein vermochte die Gemüter noch etwas aufzurichten.

Die Lichtlosen hatten die Hilfe des Mädchens stets hochgeschätzt, nun aber erst ermassen sie, was sie an ihm besessen hatten. Ueberall fehlte ihnen Marie Theres. Wie zartfühlend und unauffällig hatte sie es ver-

standen, in die Lücken des fehlenden Sinnes zu treten und Brücken über die vielen Hindernisse zu schlagen. Nun standen Klara und Anton verlassen vor der Schranke, die sie von der Welt der Sehenden trennte und den Weg zur Arbeit sperren wollte. Doch sie durften nicht mutlos und verzweifelt davor stehen bleiben. Mit dem Aufwand aller Kräfte begannen sie aufs Neue den Kampf ums Dasein. Marie Theres sollte bei der Rückkehr kein Chaos, sondern einen geordneten Haushalt finden und sich schonen können.

Anton nahm die Hausierkiste auf den Rücken, um allein dem Gewerbe nachzugehen. In den Häusern ging es tastend treppauf und treppab. Es fiel ihm schwer an den Türen anzuklopfen und seine Waren feil zu bieten. Das Gewerbe lag ihm nicht. Mit Marie Theres hatte er es besser gekonnt. Sie war gewandt und hatte mit ihrer glücklichen Art die Leute gewonnen, und selbst nach einer unfreundlichen Abweisung hatte sie immer noch ein höfliches Wort gefunden.

Anton zog wieder die Klingel einer Wohnung. Eine schlecht gekämmte Frau im Morgengewande erschien. Er pries seine Waren an. «Was bieten sie feil?» fragte ihn barsch die Frau. Er zählte ein zweites Mal seine Sachen auf. «Davon brauche ich nichts, ich liebe die Hausierer überhaupt nicht. Sie scheinen mir versteckte Bettler zu sein.» Dem Blinden stieg das Blut in den Kopf. Gerne hätte er die Beschimpfung mit zornigen Worten zurückgewiesen, doch er beherrschte sich und entgegnete so ruhig wie möglich: «Wäre ich

ein versteckter Bettler, dann trüge ich diese schwere Kiste gewiss nicht herum, sondern ginge mit Nähnadeln in der Westentasche hausieren.» Er wandte sich zum Gehen. Als er die Wendeltreppe hinunterstieg zitterten seine Beine vor Aufregung. Die Frau rief ihm nach: «Geben sie acht, dass sie nicht fallen! Es wäre besser, wenn einer, der nichts sieht, zu Hause bliebe. Geben sie acht! Jetzt rechts, jetzt links, jetzt so 'rüber!» Dieses Kommando regte den Nichtsehenden noch mehr auf. Plötzlich stiess sein Fuss an einen beweglichen Gegenstand, ein gefüllter Milchkrug fiel über einige Stufen und zerbrach. Anton erschrak so heftig, dass er das Gleichgewicht verlor und mit seiner Kiste polternd die Treppe hinunterstürzte. Bum, bum, bum lärmte es, und dazu schrien einige Frauen. Mehrere Hausgenossen sammelten sich um ihn. Nachdem man sich überzeugt hatte, dass der unglückliche Fall keine weiteren Folgen für den Blinden hatte, wurde Gericht gehalten. Anton blieb auf der Kiste sitzen und wartete ergeben in sein Schicksal das Urteil des hohen Hausfrauenrates ab. «Natürlich muss er mir die Milch und auch den Krug bezahlen!» erklärte eine der Frauen. «Ganz recht,» bekräftigte die vom obern Stocke. Da fuhr eine feste Stimme dazwischen: «Was, der Blinde soll die Milch bezahlen? Das fehlte gerade noch. Ganz recht, dass der Krug einmal einen Fusstritt erhielt. Sie werden nun einsehen, dass er nicht auf die Treppe gehört, wo so viel Staub hineinfällt. Ihre Kinder bekommen ja nie reine Milch zu trinken.» Schimpfend fuhren zwei der Frauen über die Spre-

chende her. Anton wäre am liebsten in den Boden versunken und am andern Ende der Stadt wieder an die Luft gestiegen. Da fasste ihn eine Hand am Arm. «Kommen sie,» sagte eine freundliche Frau, «ich werde die Sache allein erledigen.»

Erleichtert atmete der Blinde auf, als er wieder im Freien war. Im Weitergehen aber verlor er die Richtung. Doch, da regte sich jemand. «Erlauben sie, wohin führt diese Strasse?» An Stelle einer menschlichen Stimme antwortete ein Esel mit seinem J-ah, j-ah. «Verzeihung, Herr Langohr,» sagte Anton mit einem Anflug von Humor.

Einige Gassenbuben waren Zeugen der Begrüssung und machten sich nun hinter Anton her. Lachend ahmten sie seine tastenden Bewegungen nach und ergötzten sich, wie beim Anblick eines Betrunkenen. Der Blinde war entrüstet. Sollte er sich umwenden und einen der Buben beim Kragen nehmen? Nein, er könnte keinen erwischen und würde den Schlingeln nur ein willkommenes Fangspiel bieten. Da zupfte ihn einer am Rock. Anton wurde rot vor Aerger. Doch, was half es, sich aufzuregen. Die Buben hatten ihr übermütiges Stündchen, sie stammten vielleicht aus unglücklichen Verhältnissen, hatten keine gute Erziehung und nicht das Beispiel eines wackern Vaters und einer edlen Mutter. Mit ihnen musste man Mitleid haben. Bei dieser ruhigen Ueberlegung kam ihm ein Gedanke. Er drehte sich um, und winkte die entfliehenden Buben herbei. Misstrauisch näherten sie sich.

«Ich gebe demjenigen, der zehn Meter mit geschlossenen Augen geht, zwei Schuhbändel.» Das lockte die Buben zu einem Versuch. Sie erklärten sich einverstanden. Aber schon nach einigen Schritten stolperte der Eine über den Bürgersteig, ein anderer lief gegen eine Hausmauer und ein dritter rannte einen Herrn an und bekam eine Ohrfeige. «Schau doch wo du gehst, Dummkopf!»

Das hatte Anton nicht gewollt. «Was meint ihr nun, wenn ihr das ganze Leben mit geschlossenen Augen durchwandern müsstet? Hieltet ihr das für eine lustige Sache?» Verlegen standen die Buben da. Erst jetzt kam ihnen zum Bewusstsein, welch herzloses Spiel sie getrieben hatten. Einer anerbot sich, Anton zu begleiten. Dieser nahm den Dienst gerne an. Aufmerksam führte der Knabe den Blinden den ganzen Tag, und beim Scheiden schlug er den Führerlohn aus. Für ihn war dieser Tag von entscheidender Wirkung für das ganze Leben. Zum ersten Mal erwachte in seinem Herzen eine aufrichtige Reue wegen einer unschönen Tat und zugleich die Sehnsucht, ein guter Mensch zu werden. Der Blinde hatte auf ihren Gängen von Selbsterziehung gesprochen und ihm in freundlicher Weise sachliche Anleitung gegeben.

Als sich Anton am nächsten Morgen zum Tagewerk bereit machte, pochte es an die Türe, und ein Mädchen trat grüssend ein. Im ersten Augenblick hatte die Stimme eine so täuschende Aehnlichkeit mit derjenigen von Marie Theres, dass die Blinden verwundert auf-

horchten. Das Mädchen berichtete, es habe einige Wochen im Spital gelegen und sei gestern entlassen worden. Marie Theres habe es gebeten, ihre Eltern aufzusuchen und ihnen zu helfen, bis sie selbst wieder dazu fähig sei. Mit Erlaubnis der Mutter sei sie, Cäcilia, nun hier.

So sandte der treue Engel, der selbst auf dem Krankenbett für Vater und Mutter sorgen wollte, eine willkommene Helferin.

Nachdem Cäcilia der Frau einige Dienste erwiesen hatte, begleitete sie Anton auf den Hausierhandel. Ein Stadtteil, den Marie Theres oft besucht hatte, wurde bearbeitet. Ueberall erkundigte man sich teilnehmend nach der Kranken und gab Grüsse und Geschenke mit.

Am Nachmittag fanden sich die blinden Eltern mit Cäcilia im Krankenhause ein. Marie Theres begrüsste sie mit stiller Freude, war aber so schwach, dass sie nicht viel reden konnte. Besorgnis malte sich auf die Gesichter der Blinden. Die Kranke gewahrte es und wurde von der schmerzlichen Ahnung ergriffen, nie mehr ihren Eltern dienen zu können.

Als die Schwester nach der Besuchszeit ihr die Arznei gab, blickte sie ihr ernst in die Augen. «Schwester, werde ich wieder gesund?» «Das wollen wir hoffen,» entgegnete die Pflegerin. Diese ausweichende Antwort vermehrte die Befürchtungen der Leidenden. Mit bebender Stimme begann sie wieder: «Schwester, sagen sie mir die Wahrheit, muss ich

sterben?» Die Schwester wollte es verneinen, doch sie brachte die Lüge nicht über die Lippen. Sie suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Das sonderbare Mädchen aber wiederholte die Frage: «Muss ich sterben, Schwester?» Die Schwester konnte sich nicht mehr halten, ihre Hände ergriffen die der Kranken, und mit Tränen in den Augen flüsterte sie: «Marie Theres, der liebe Gott will dich zu sich in den schönen Himmel nehmen.» Da brach das Mädchen in Schluchzen aus: «Nein, ich will nicht sterben, ich darf die Eltern nicht verlassen, ich will leben, will gesund sein und helfen!» «Aber, du wirst ihnen vom Himmel aus besser helfen können, als hier auf Erden; die Liebe wird durch den Tod grösser, reiner und mächtiger. Ja, wenn du beim lieben Gott sein wirst, kannst du alles erbitten, was deinen Eltern nottut.» Marie Theres horchte auf. «Schwester, glauben sie das wirklich?» «Gewiss, Marie Theres.» Da flüsterte das Mädchen: «Wenn ich drüben für Vater und Mutter mehr tun kann, dann will ich mutig den Weg zum lieben Gott gehen.» Ein hoffnungsfrohes Lächeln huschte über das Gesicht der Sterbenden, und aus ihren Augen leuchtete glühende Kindesliebe. Sanft neigte Marie Theres den Kopf zur Seite.

Als Klara und Anton am andern Morgen die Nachricht vom Hinschiede ihrer Tochter erhielten, konnten sie nicht glauben, dass Marie Theres wirklich für immer von ihnen gegangen sei.

Man führte die blinden Eltern in das Totenzimmer,

wo das Mädchen aufgebahrt lag. Friedlich schlummerte es den ewigen Schlaf und war wie eine Blume, die der Sturm früh, all zu früh geknickt hatte.

Klara tastete zitternd nach den gefalteten Händen ihres Kindes. Ein kalter Schauer ging durch ihren Körper. «Marie Theres, bist du wirklich von uns gegangen? Sprich nur ein Wort; deine Stimme war uns wie ein frohes Leuchten in der Blindheitsnacht, deine Worte wie lichte Sterne, deinen Händen entströmte Lebenskraft und Glück. Sprich nur noch ein Wort, ein letztes Wort und ergreife meine zitternden Hände.

Deine Gegenwart war wie Sonnenschein, wenn du kamst wurde es uns leichter ums Herz, gingst du, legten sich dunkle Schleier auf mein Gemüt. Die Hoffnung, dich bald wieder zu hören, war der einzige Trost.

Nein, du schläfst nur, du bist nicht für immer fortgegangen. Du warst unser Licht, o kehre zurück, entreisse mich der Finsternis, der ewig grauenvollen Nacht. Meine Augen, wären sie sehend, ich gäbe sie hin für dich, wollte hundert Jahre in Blindheit pilgern, wenn nur deine Hand in der meinen ruhte.

Sage es dem Herrn des Todes, wie ich zittere und bange, sage es ihm, damit er dich zum Leben erwecke. Ich bin ärmer als die Witwe von Naim und die von Sarepta, mehr bedarf ich deiner als sie ihrer Söhne. Du schweigst, Kind, du darfst nicht tot sein, komm zurück zum Leben.»

Leidenschaftlich schloss sie das tote Mädchen in ihre Arme und drückte es an die Brust, als könnte der Schlag ihres Herzens neues Leben schenken. Im Vertrauen auf die Macht der Mutterliebe lauschte die Frau, ob nicht die Lebensempfindungen, die sie einst unter ihrem Herzen gefühlt, sich wieder beseligend kundtun würden. Doch auch die glühende Mutterliebe vermochte dem Tode sein Opfer nicht zu entreissen. Klara fühlte sich wie in eine weite, frostige Einöde versetzt. Der Angstschweiss schien ihr auf der Stirne zu gefrieren. Kein Leben, kein warmer Hauch, kein Lichtschein und kein Klang war zu verspüren. Vergebens suchte das geistige Auge den Horizont dieser Einöde. Der Blick verlor sich in der Unendlichkeit einer eisigkalten, ewigen Nacht. Aber immer noch lauschte Klara, ob nicht fernher ein letztes Zeichen der entschwundenen Seele ihres Kindes erklinge, aber alles blieb still, totenstill.

Hilflos, bewegungslos sass sie da, der Kampf mit dem Tode hatte sie starr gemacht, und ihre Sinne schwanden.

Zwei Schwestern trugen die ohnmächtige Frau hinaus.

Anton kehrte allein in seine Wohnung zurück. Raphael war bei Cäcilias Mutter geblieben. Unruhig schritt der Blinde in seiner Stube auf und nieder. Jedesmal, wenn der Boden unter seinen Füssen knarrte, schreckte er zusammen und rief: «Wer da!» Doch nichts rührte sich. Es wurde ihm immer unheim-

licher zu Mute. Er liess sich auf einen Stuhl nieder und brütete vor sich hin. Das Leben war ihm zur unerträglichen Last geworden. «Warum, warum musste alles so kommen?» fragte er sich. Da krachte es in den Wänden. Er fuhr auf. Die Nerven werden mir noch einen Gespensterschrecken einjagen, ich will mich niederlegen. Ruhe wird das Beste sein. Er öffnete die Schlafzimmertüre und stiess dabei an einen Schrank. Da begann es über ihm zu rauschen, wie wenn grosse Vögel von der Decke herabflatterten. Zu Tode erschrocken, blieb er wie angewurzelt stehen. Er wurde bleich und musste sich an einem Türpfosten halten. Da legte sich etwas sanft auf seine Schultern. Er zuckte zusammen, griff aber mit der Hand darnach. Es war eine künstliche Rose. Marie Theres hatte hie und da aus Papier Blumen gebildet und sie in Sträussen gewunden auf den Schrank gelegt. Anton beugte sich nieder und hob die Rose auf. Er war nie ein Freund künstlicher Blumen gewesen, für ihn waren sie Papier und sonst nichts, aber diese hier waren ihm lieb, weil die Hände der teuren Marie Theres sie geschaffen hatten. Und plötzlich war ihm, die liebe Heimgegangene sei ganz nahe. Alle Trauer, alle Beunruhigung wich von seinem Gemüte.

Weisse, rote und gelbe Rosen neben sich, den Mond als einzigen Zeugen, so schlief Anton ein.

Klara war von einem schweren Herzleiden befallen worden und musste voraussichtlich sehr lange im Krankenhaus bleiben. Anton besuchte sie vor und

nach der Beerdigung der Tochter und ging dann wieder in sein einsames Heim zurück. Er fühlte sich verlassen, und der Unfriede kehrte wieder in seine Seele ein. Da fasste ihn ein unwiderstehlicher Drang, die mit Marie Theres geplante Wallfahrt allein zu unternehmen. Am nächsten Tage besprach er sich mit seiner Frau. Nach einigen Bedenken gab sie die Einwilligung zu seinem Vorhaben. Sie fühlte, wie unerträglich dem Manne das Leben zu Hause bis zu ihrer Genesung sein musste und begriff, wie sehr er eine innere Stärkung nötig hatte. Sie dachte, er werde mit der Bahn zu der stillen Kapelle in den weit entfernten Bergen reisen und einige Zeit dort bleiben; er aber begann schon am andern Morgen die Pilgerfahrt zu Fuss.

* * *

Auf einsamer Strasse ausserhalb der Stadt überdachte Anton sein Leben. Seine Eltern waren Kleinbauern in dieser Gegend gewesen. Sie hatten ein Häuschen auf einer Anhöhe bewohnt, von wo aus man über weite Rebgelände bis zu den Hügelzügen sah, die den im weissen Dunste liegenden Horizont säumten. Dort sah er oft als kleiner Knabe die Sonne aufgehen, und gerne wäre er bis ans Ende der grünen Welt geeilt, um eines der grossen, weissen Wolkenschiffe zu besteigen und den blauen Himmel zu durchsegeln. Das

war sein Traum, sein höchster kindlicher Wunsch gewesen, und statt dessen hatte ihn das Schicksal auf den dunkelsten Wolkenkahn geworfen und war mit ihm nicht der Sonne entgegen, sondern durch finstere Höhlen und über dunkle Gewässer gefahren.

Die Mutter war früh Witwe geworden und bald dem Vater nachgefolgt. Sie hatte ihm eine seltsame Lehre hinterlassen.

Kurz nach dem Tode des Vaters ging er einmal mit ihr feldein. Vor einem Kreuze am Wege stand sie still. Ein schwerer Kampf spielte sich in ihrem Innern ab. Er, das Kind, gewahrte es. Nach einiger Zeit hob sie ihn vom Boden und hielt ihn empor zum Kreuze. «Kind, küsse du das Kreuz, ich bin zu klein.» Er küsste die Füsse des Gekreuzigten. Die untergehende Sonne breitete ihre Strahlenarme weit aus. Sie umfingen das Kreuz, die Witwe und den Knaben. Und als die goldenen Strahlen mit einem letzten Glanze in die grüne Erde versanken, da leuchteten noch die Buchstaben an der Kreuzestafel: «Jesus König».

Der Knabe wandte sich zur Mutter, die betend dastand. «Warum musste ich das Kreuz küssen?» «Weil Christus auch unser Leiden geheiligt hat, doch, das wirst du erst später verstehen. Denke daran, küsse in deinem späteren Leben stets das Kreuz!»

Der Pilger dachte nach. Diese Lehre der Mutter hatte er nie verstanden, den Rat nie befolgt. Warum hätte er das Kreuz küssen sollen? Darüber sann er im Weitergehen nach.

* * *

Mittlerweilen hatte sich der Tag geneigt und die Nacht brach herein. Der Wanderer pochte an einem Hause an, um ein Nachtlager zu erbitten. Eine Frau öffnete und hiess ihn willkommen. Auch ein Mägdlein, Veronika, legte sein Händchen in die Hand des Pilgers. Sie führten ihn in die Wohnstube.

Während die Mutter das Abendbrot bereitete, leistete Klein-Veronika dem Gaste Gesellschaft. Erst wagte sie nicht zu reden, begann dann aber schüchtern: «Bist du blind? — — Deine Augen sind ja nicht geschlossen — — du siehst mich doch! — — wenn ich näher rücke? — — auch so und so nicht? — — das ist aber traurig, wenn man nicht sehen kann!» Die Kleine wurde nachdenklich. «Hast du etwa, als du klein warst, mit der Scheere und der Nähnadel der Mutter gespielt? Das darf man halt nicht tun.» Der Pilger lachte. Klein-Veronika aber blieb ernst. «Tu die schwarzen Gläser weg!» Anton gehorchte. «Siehst du mich jetzt? Blicke gerade aus, jetzt nach der Türe, jetzt auf die andere Seite! Siehst du mich?» Das Mädchen rückte so nahe, dass sein Näschen Antons Wange berührte und er den warmen Atem fühlte. «Du bist ja eine kleine Augenärztin, Veronika!» «Ja, weisst, ich war einmal beim Doktor wegen meinen Aeuglein. Gehst du nicht zu ihm?» «Mir kann kein Arzt helfen.» «Wer kann dir denn helfen?» «Nur der liebe Gott.»

«Warum hilft er dir denn nicht?» «Er wird helfen, nur jetzt noch nicht.» «Aber er sollte jetzt den Augen das Lichtlein geben!» Veronika sass wieder nachsinnend da. «Ich weiss etwas,» begann sie nach einer Weile. «Darf ich es wohl tun? Glaubst du, es würde helfen, wenn ich» — — Veronika stockte, wurde rot und verlegen. «Was denn?» fragte Anton. «Wenn, wenn ich —» «Sag es frisch heraus!» «Wenn ich dir einen Kuss geben würde!» «Das ist lieb von dir, aber Kinder sollen fremde Leute nicht küssen.» «Das weiss ich schon, aber ich küsse dich ja nicht auf den Mund.»

Unversehends schlang Veronika die Aermchen um den Hals des Blinden und zwei zarte Lippen berührten das geschlossene Lid des rechten Auges. Darnach huschte das Mädchen beschämt zur Türe hinaus und zeigte sich den ganzen Abend nicht mehr.

Der Hausvater kam heim. Er begrüsste den Gast. Lange sassen sie beisammen. Anton musste die Blindenschrift erklären, von den Arbeiten und dem Leben seiner Leidensgenossen erzählen. Das Interesse der Leute freute ihn.

Nach einer guten Nacht nahm der Pilger den Wanderstab wieder in die Hand. Als er das Haus verlassen wollte, zupfte ihn Veronika am Rock. Das Mägdlein war dem Bette entschlüpft und stand in seinem langen Hemdchen zierlich wie ein Elfchen da. Seine Füsschen steckten in blauen Pantöffelchen. Mit grossen Augen blickte es auf den Scheidenden und fragte beinahe ängstlich: «Hat mein Kuss nicht geholfen?» «Gewiss,

er hat geholfen,» entgegnete der Blinde. «Geholfen?» wiederholte das Kind erstaunt. «Ja, Veronika, ich habe letzte Nacht gesehen, ich habe einen schönen Traum gehabt. Du nahmst meine Hand und führtest mich auf eine grüne Wiese. Tausend Blümlein guckten aus dem Grase, Schmetterlinge flogen umher und wiegten sich auf den Blütenkelchen. Heuschrecken sprangen mit den langen Beinen lustig über unsere Füsse, und hoch oben, ganz nahe dem blauen Himmel, kreisten die Schwalben. Ich sah dein braunes Lockenköpfchen, du hast gelacht, und ich habe auch gelacht.»

Freudestrahlend hörte Veronika zu und rief dann triumphierend der Mutter: «Denk dir, der blinde Herr hat gesehen, im Traume mich gesehen, weil ich ihm einen Kuss gegeben habe.»

Anton reichte der Kleinen die Hand zum Abschied, da wurde sie wieder traurig. «Du solltest auch jetzt sehen, nicht nur im Schlaf! Doch, warte, wenn du wiederkommst, gebe ich dir auch auf das andere Auge einen Kuss und dann kannst du immer, immer sehen!»

Das Mädchen klatschte in die Hände und tänzelte zurück in sein Kämmerlein. Der Pilger aber nahm die Erinnerung an Klein-Veronika als tröstendes Sternlein mit auf seinen dunklen Weg.

* * *

Weiter wandernd sann er wieder der Lehre seiner Mutter nach. Er hatte im Frühling des Lebens, mit 18 Jahren, infolge einer Krankheit das Augenlicht eingebüsst. Aber nicht nur Licht und Schönheit der Erde waren ihm damit genommen worden, sondern auch die Freiheit. Man hatte ihn in eine Anstalt gebracht, dort gab es eine notwendige Hausordnung, viele Verfügungen und Schranken, über die ein Blinder nicht hinaus sehen durfte. Die Anstalt, ein anerkennenswertes Werk der Menschenfreundlichkeit, war für ihn ein notwendiges Uebel, ein Heim, aber kein Daheim gewesen. Er hatte die seelische Not seiner Leidensgenossen gesehen und hätte gerne geholfen, aber seine Hände waren gefesselt gewesen. Dann war die Liebe gekommen, einige glückliche Tage und viele schicksalsschwere Jahre. Die wirtschaftliche Not der Familie, ein Elend, das überall schwerer als Krankheit und Gebrechen drückt, hatte auch ihn niedergerissen. In dunkeln Stunden war er an der göttlichen Vorsehung irre geworden, hatte mit seinem Schicksal gehadert; doch die Verzweiflung hatte sein Kreuz nicht leichter, sondern nur unerträglicher gemacht. Hätte er es, wie Mutter einst sagte, küssen sollen? Nein, damit hatte die Mutter zu viel verlangt. Wozu das lieb haben, was man von sich stossen möchte? Mit Vernunft, mit Ergebung sich in das Unvermeidliche schicken, das

konnte man sich noch sagen lassen, aber das Kreuz küssen, war das nicht etwas Widersinniges!

Während der Pilger so seinen Gedanken nachhing, nahm die Strasse plötzlich eine Biegung. Er achtete weder mit dem Stock, noch mit den Füssen darauf und wäre, wenn ihn nicht ein Mann gerufen hätte, in einen Graben gestürzt. Der Mann anerbot sich, ihn ein Stück Weg zu begleiten. Anton nahm den Dienst gerne an. Die Blindheit entlockte dem Weggenossen teilnehmende Worte. Sie kamen darauf zu sprechen, welches Leiden wohl das Schlimmste sei. «Die Macht einer schmerzlichen Heimsuchung hängt nicht allein von der Art des Uebels ab, sondern auch von der Leidensempfindsamkeit, von den familiären und wirtschaftlichen Verhältnissen des Betroffenen,» meinte Anton. «Man sagt: Jeder Mensch trage das ihm angemessene Kreuz.» «Wer will das glauben!» rief der Andere. «Meines passt schlecht auf die Schultern, es hat zu scharfe Kanten, ein paar Hobelstriche hätten ihm noch gut getan. Meine Frau ist im Irrenhaus, der einzige Bub in der Strafanstalt, und auf mich, den Vater, zeigen die selbstgerechten Menschen mit Fingern. Verlassen und geächtet geh' ich einsam meine Strasse. Doch, was klage ich über mein Kreuz, ihres ist schwerer!» «Ich weiss es nicht,» entgegnete Anton und im Weitergehen suchte jeder das Kreuz des andern auf seine Schultern zu nehmen; beide begannen unter der Last zu wanken, und als sie schieden, ging jeder zufriedener mit der eigenen Bürde fürbass.

* * *

Abends hielt der Pilger in einem armseligen Tagelöhnerhaus Einkehr. Es wimmelte von Kindern, und durch die zerbrochenen Fensterscheiben grinste die Sorge. Der Blinde nahm die Armut erst wahr, als er über die holperige Treppe, der sogar Stufen fehlten, stieg. Er wollte wieder gehen, doch die Hausmutter hielt ihn zurück. «Teilen sie mit uns die Armut, draussen ist schon finstere Nacht, und ein eisig kalter Wind pfeift durch die Fensterscheiben.» «Ich bin mit einem Bündel Stroh in einer Ecke zufrieden,» erklärte Anton.

Der Hausvater, ein Mann mit rotgeschwollenen Augenlidern und aufgedunsenem gelbem Gesicht stampfte in die Stube. Als er erfuhr, dass der Fremde blind sei, überliefen ihm die Augen. Es fehlte nicht viel, und er hätte in seiner weinseligen Stimmung den Blinden umarmt. Dieser erkannte aus dem Benehmen sofort den Trinker. Der Mann konnte nicht begreifen, dass der Blinde nach Heiligkreuz pilgern wollte. «Bah, alles ist Unsinn, was man da von Gnaden des Himmels und dem Segen des Kreuzes faselt. Pfaffengespinst sind diese Jenseitsmärchen, die Liedchen von Gott, seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Ein Glas Wein, das ist unser Heiland, und das allein kann von den Sorgen dieses verdammten Lebens erlösen, und wenn einem die Frau, die Kinder und der Teufel allzusehr plagen, dann versetzt man sich mit einer

Flasche Schnaps in den siebenten, achtzehnten oder, wenn du willst, neunundneunzigsten Himmel. He Bruder!» Er fasste Anton an den Schultern. «Komm mit mir, im Kreise meiner saubern Kameraden sollst du einen lustigen Abend erleben. Keinen Rappen wird es dich kosten. Ja, wir haben das Herz noch auf dem rechten Fleck und gönnen einem armen Teufel etwas!» Seines guten Herzens wegen gerührt, rollten grosse Tränen aus den Trinkeraugen.

Der Pilger machte ein abweisendes Gesicht. Unwillkürlich wich der Andere einen Schritt zurück und stolperte, in den Bart brummend, zur Türe hinaus. Die Frau eilte ihm nach. «Gib mir einige Franken von deinem Zahltag; wenn wir dem Bäcker und Händler nicht etwas an die alte Rechnung geben, bekommen wir morgen kein Brot.» Anton vernahm, wie der Mann «Verdammte Plaggeister» und «lästige Bande» fluchte und die Haustüre zuschlug. Die Frau kehrte in die Stube zurück und lehnte weinend an den kalten Ofen. Eines der älteren Mädchen suchte sie zu trösten und half ihr, die kleinen Geschwister zur Ruhe zu bringen.

Der Blinde wäre am liebsten auf leisen Sohlen aus dem Hause geschlichen, doch er wollte die unglückliche Frau nicht betrüben. Sie setzte sich zu ihm in die Stube. «Nehmen sie meinem Manne die lästerlichen Reden nicht übel, er ist ein unglücklicher Mensch. Bevor er sich dem Trunke ergab, war er ein tadelloser Gatte und Vater.» Die Frau schwieg ein Weile und fuhr dann fort: «Ich sähe es lieber, wenn mein Mann

krank, blind oder lahm wäre, dafür aber kein Trunkenbold. Es ist dies vielleicht ein unseliger Wunsch, doch er und wir wären weniger unglücklich. Ich denke an das schlechte Beispiel, das er den Kindern gibt. Die Mutter wird vor ihren Augen misshandelt, geprügelt, und aus seinem Munde vernehmen sie die rohesten Reden. Wir stecken so tief in den Schulden, dass ich mich nicht mehr zu wehren weiss. Meine Arbeit reicht nicht hin, um Brot für zehn Kinder aufzubringen. Ich bin überall hingegangen, damit man ihn in eine Trinkerheilanstalt versorge; aber jedesmal, wenn die Behörden ernst machen wollten, versprach er das Beste, trank einige Wochen nicht oder nur heimlich, und dann begann wieder die alte Geschichte. Was soll ich tun?»

«Das ist auch ein Kreuz, und schwerer als das meine,» sagte der Blinde. Die Frau hat recht, eine sittliche Entgleisung ist schlimmer als Krankheit und jedes körperliche Uebel. Die haltlosen Menschen sind die eigentlichen Schwachen, die Schmarotzer am Staate und Blutsauger an der Familie.

Der Blinde suchte so gut es ging die Frau zu trösten. Er gab ihr Hoffnung auf bessere Tage und sprach seine Achtung für ihr Heldentum aus. Der Frau tat es sichtlich wohl, ihr Herz einem verständigen, mitfühlenden Menschen ausschütten zu können. Trotz der grossen Müdigkeit hörte der Gast geduldig zu, und erst als es vom Kirchturm 12 Uhr schlug, erhob er sich.

In der oberen Kammer erwartete ihn ein sauberes Lager. Er war noch nicht lange eingeschlafen, da weckte ihn ein grosser Lärm. Drunten fluchte und

polterte der Trinker und angstvoll schrien die Kinder. Erschrocken stand er von seinem Lager auf und kleidete sich an. Die Kinder schrien um Hilfe. Was sollte er, der Nichtsehende, tun? In diesem Augenblick wurde die Lichtlosigkeit zur unerträglichsten Fessel. Eine wilde Jagd lärmte die Treppe hinauf. Er riss die Türe auf. Halbnackte, schreiende Kinder schlüpften neben ihm ins Zimmer. Die Frau folgte. «Um Gottes Willen, gehen sie hinein,» rief sie und drängte den Blinden mit Gewalt zurück, um selbst den Eingang zu versperren. Doch Anton zog sie hinein und stellte sich dem keuchenden und wutschnaubenden Mann entgegen. Dieser warf sich, mit einem Stocke bewaffnet, auf ihn. Der Blinde taumelte, von einem Schlage getroffen, zurück. Er hielt sich aber an der Türe fest, und ehe der Trunkenbold zu einem zweiten Hiebe ausholen konnte, stürzte der Blinde auf ihn. Ein wildes Ringen begann. Es gelang Anton durch eine geschickte Bewegung den Gegner auf den Boden zu werfen und ihn festzuhalten. Nun aber fielen Frau und Kinder über ihn her: «Tun sie unserem Vater nichts, lassen sie ihn los!» Im gleichen Augenblick wurden die Arme des Betrunkenen schlaff. Der Schein des Lichtes, welches eines der Mädchen in zitternden Händen hielt, streifte die verletzte Stirn des Blinden. Blut rann nieder. Mit entsetzten Augen starrte der Trinker auf die Wunde. Es begann in seinem Hirn zu dämmern, und langsam wurde ihm klar, dass er die Ursache eines Unglücks sein musste. Anton erhob sich. Die Frau half ihm ins Zimmer. Dort sank er erschöpft auf sein Lager nieder.

Als er am Morgen erwachte, griff er mit seiner Hand nach der schmerzenden Stirne, die ein grosser Verband einhüllte. «Wie geht es?» fragte ihn eine heisere Männerstimme. «Der Kopf schmerzt mich, doch ich stehe nun auf und ziehe weiter.» «Nein, sie müssen sich von meiner Frau pflegen lassen und — — ich — — ich — — himmeltrauriger Kerl — — bitte sie um Vergebung! So weit habe ich es gebracht, dass ich einen blinden Gast wund schlug. Wollen sie Klage führen? Ich habe schwere Strafe verdient. Schonen sie mich aber um der Familie willen!» Der Mann, durch sein Trinkerleben entnervt, schluchzte wie ein Kind. Anton entgegnete: «Lassen sie es gut sein und ziehen sie die Lehre daraus.» «Ja, nun ist es gewiss Schluss mit dem Alkohol. Ich muss, ich will ein anderer Mensch werden! Meiner Frau habe ich es versprochen, und ich verspreche es auch ihnen auf Ehrenwort.» Er reichte dem Gaste die Hand.

Nach einigen Tagen schied der Pilger von den Tagelöhnersleuten, im glücklichen Bewusstsein, eine Aufgabe erfüllt zu haben. Der Hausvater liess es sich nicht nehmen, den gewonnenen Freund einige Wegstunden zu begleiten. Beim Scheiden drückte er ihm, wie einem Lebensretter dankbar die Hand.

Wie ein stilles Leuchten blieb das Andenken an den Pilger in der armen Hütte zurück, und wenn den Mann einmal wieder die Versuchung zum Trinken ankam, sah er im Geiste das bleiche Gesicht des Blinden mit der verbundenen Stirne, und er blieb seinem Vorsatze treu.

«Das war nun ein Kreuz, diese Begegnung mit dem Tagelöhner,» sagte sich der Wanderer, «ein Kreuz, das man lieb haben konnte, weil es einen anderen rettete.» Es gab also wirklich Kreuze, die man schätzen musste, und wenn man in das Geheimnis jedes Schicksals eindringen könnte, vielleicht würde dann alles liebenswert erscheinen! Wer aber gab den Schlüssel zum Kreuzesrätsel?»

* * *

Wieder war der Pilger einen langen Tag gegangen. Als er beim Aveläuten eine Kirche verliess und sich nach einer Herberge umsah, redete ihn eine Frau an: «Wohin des Weges?» «Ich suche ein gastliches Haus.» «Seien sie bei uns willkommen!»

Die Frau geleitete Anton so geschickt, dass er auf ihren öfteren Umgang mit Sinnesgeschädigten schliessen musste. Nach ungefähr fünf Minuten stand er im Wohnzimmer eines vornehmen Hauses. Man lud ihn ein, auf dem Divan Platz zu nehmen. Er entschuldigte sich seiner schmutzigen Stiefel und Kleider wegen. Da erschien aber auch schon ein junger Mann, der seine Schuhe ausziehen und ihm warme Pantoffeln geben wollte. «Halt,» rief der Blinde, «das kann ich schon selbst tun! Seit meiner Kindheit musste mir niemand beim Auskleiden behilflich sein.» «Lassen sie es doch

geschehen!» sagte freundlich die Frau. «Hier ist auch eine warme Jacke, schlüpfen sie hinein, sie sollen sich recht behaglich fühlen!» Wo in aller Welt war er da wieder hingeraten? fragte sich Anton. Es wollte ihm auf dem Polster nicht behaglich werden. Verwechselte man ihn vielleicht mit einem andern, einem Verwandten, der arm und blind aus der Fremde zurückkehrt, einem verlorenen Sohn, den man zu erkennen vermeinte, und es ihm nur nicht sagen wollte?

«Wollen sie vielleicht ein Bad nehmen?» fragte Johann der Diener. «Ich, ein Bad nehmen? — — Eigentlich sehr gerne, aber machen sie doch keine Umstände mit einem armen Fremden. Geben sie mir bitte eine Schale Milch, ein Stück Brot und ein Nachtlager in ihrem Stall.» «Seien sie doch unbefangen, und nehmen sie unsere volle Gastfreundschaft an!» entgegnete die Frau des Hauses. «Nun denn,» dachte der Blinde. «So will ich es mir zur Abwechslung einmal wohl sein lassen. In diesem Hause ist gewiss kein Kreuz, oder doch nur ein kleines, auf Seide und Samt gebettetes. Grosse Sorgen kann es hier nicht geben, hier muss eine Insel der Freude sein.»

Als er mit dem Diener allein war, liess es ihm keine Ruhe. Er fragte, ob man ihn nicht etwa für einen andern halte. Johann lachte: «Meinen sie, sie seien der einzige Fremde, der hier ein Obdach findet? Es kommt oft vor, dass meine Herrin Gäste von der Strasse bringt.» «Ach so,» sagte erleichtert der Blinde, «wie kommt es aber, dass die Frau so wohltätig ist?» «Sie

sieht in jedem Menschen ein Ebenbild Gottes und glaubt, im Armen komme Gott gleichsam selbst zu ihr und verlange einen Dienst. Und sehen sie, meine Herrin weiss eben auch, was Leiden heisst. Sie werden es noch erfahren.» «Nun, so schlimm wird es damit nicht sein,» dachte Anton; «wo Geld ist, da lässt sich vieles verhüten und erleichtern.»

Er wurde ins Esszimmer geführt. Dort stellte ihm die Frau ihre Tochter vor und fügte bei: «Lidwina ist taubblind.» «Taubblind?» wiederholte stotternd der Lichtlose und setzte sich schweigend nieder. Also auch hier in grausiger Wirklichkeit ein Kreuz, und dazu ein unermesslich grosses, Gold und Ehre hatten es nicht zu verbannen, Seide und Samt es nicht zuzudecken vermocht. Lidwina ist taub und blind. — —

«Kann der Herr die Handsprache für Taubblinde?» fragte das Fräulein. Anton bejahte. Er hatte früher einen licht- und gehörlosen Freund gehabt und diesem zuliebe das Verständigungsmittel gelernt. «Dann werden sie heute Abend mit meiner Tochter ein wenig plaudern, wenn sie nicht zu müde sind?» «Nein,» erwiderte der Gast, «es wird mir eine Freude sein, mich mit dem Fräulein unterhalten zu dürfen.»

Nach dem Essen liess die Frau die Beiden allein, sie hatte im Hause noch Verschiedenes zu besorgen.

«Erzählen sie mir bitte von ihren Wanderungen. Mutter sagte, dass sie zu Fuss nach Heiligkreuz pilgern.» Der Blinde berichtete von seinen kleinern

und grössern Abenteuern; er erzählte auch von Klein-Veronika. Die Taubblinde lachte herzlich. «Wie kommen sie aber überall durch?» «In Dörfern und Städten suche ich mir einen Führer, einen Knaben oder sonst eine hilfsbereite Person; auf der Landstrasse wandere ich, nachdem mir Richtung und Gegend erklärt worden sind, allein weiter. Wir Blinde haben ja drei besonders gute Freunde, die uns helfen: das Gehör, der Handstock als verlängerter Arm und das sogenannte Ferngefühl. Es kann natürlich vorkommen, dass ich einmal in die Irre gehe oder gar in einem Graben lande, aber das nimmt man mit in den Kauf.»

«Ich bewundere ihren Mut,» sagte Fräulein Lidwina. «Darf ich sie auch nach dem Zweck ihrer Wallfahrt fragen?» «Ich suche Frieden und den Schlüssel zum Kreuzesrätsel.» «Auch ich erforschte das Geheimnis des Leidens,» erwiderte die Taubblinde, und auf Antons Bitte erzählte sie einiges aus ihrem Leben:

«Bei meiner Geburt fanden sich die Anzeichen, dass ich zu einem frühen Tode oder zu einem leidvollen Leben bestimmt sei. Qualvoll war meine Kindheit, von heftigen Kopfschmerzen und einem Beinleiden gemartert, verbrachte ich weinend Tage und Nächte. Niemand konnte helfen. Ratlos und mit zerrissenen Herzen standen die Eltern an meinem Schmerzenslager. Mit 5 Jahren erlosch das erste Mal das Augenlicht, aber nach vielen Monaten sah ich wieder die Sonne durch das Fenster scheinen. Dafür peinigte mich ein schweres Leiden im Knie und trübte mit vielen Tränen den Blick

meiner Augen. Nach 10 Jahren schied der Vater für immer von uns. Ich hatte ihn sehr lieb gehabt, sein Tod brach fast mein kleines Herz.

Nach 14 Lenzen meines Lebens sollte es auch für mich ein Weilchen Frühling werden. Ich hatte keine Schmerzen mehr und durfte in ein Institut gehen. Dort war ich von allen das wildeste Mädchen, tobte mich in einigen Monaten für die vielen Jahre des Gefesseltseins aus. Was habe ich da alles geleistet, selbst die Hauben der Schwestern waren vor meinem Mutwillen nicht sicher. Die Post brachte von Zeit zu Zeit einen strengen Mahnbrief der Mutter. Der Mond war dann Zeuge meiner Reue und tiefen Zerknirschung, die Sonne aber beleuchtete bald einen neuen tolleren Streich. All das, womit etwa die Buben ihre Lehrer ärgern, wusste ich mir zu verschaffen. Zum Entsetzen der Lehrerinnen kletterte das Mädchen in seinem seidenen Röcklein über die Umfriedung des Gartens und entwischte ins Städtchen, wo es den Verkäufer all der wunderbaren Mittel, wie Niespulver, Tränenbomben und Knallkapseln fand. Natürlich erwartete den Ausreisser bei der Rückkehr eine Strafe, die aber mit einer Tränenbombe oder einer Knallkapsel gerächt wurde.

Endlich bändigte ich selbst meinen Mutwillen, pflegte aber dafür die Eitelkeit. Löckchen wurden gedreht, kein Röcklein war fein genug, und niemand lobte meine Schönheit hoch genug. Ich baute herrliche Luftschlösser und dies gewiss mit einigem Recht, als reiches Mädchen durfte ich vom Leben doch etwas erhoffen. — — Nein, nicht irdisches Glück, sondern

Leiden sollte mein Anteil sein. Kaum hatte ich die Schule verlassen, da nagte schon mit beissendem Schmerz der Knochenfrass in meinem Arm. Nach einem Jahr des Martyriums setzte der Arzt das Messer an. Nur knapp ging es an einer Wegnahme des Gliedes vorbei. Noch erbarmte sich der liebe Gott meiner Jugend, behielt sich aber vor, mich bald auf andere Weise in seine Leidensschule zu nehmen.

Mit 19 Jahren war ich ein hübsches, scheinbar gesundes Fräulein, und mir war zu Mute, als könnte ich die ganze Welt erobern. Ei, was kostet die Welt, her damit! Wie ich aber die Hand nach ihr ausstrecken wollte, entschwand sie; mir sollte die schöne Erde nicht gehören. Ich verlor Stück um Stück des köstlichsten irdischen Gutes. Die Stimmen der Menschen, Lieder und Melodien, der Klang der Glocken und der Gesang der Vögel, das Rauschen des Windes und das Plätschern der Wellen, alles verstummte, ich war unwiderruflich taub geworden.

Doch, ehe ich mich besinnen konnte, begann schon der Kampf gegen den Feind, der mir die Welt des Lichtes und der Farben rauben wollte. Nach 10 Jahren äussersten Widerstandes hatte auch er mich besiegt; die Blindheit war mein Tyrann geworden. Was ich seelisch gelitten habe, das können sie nachfühlen. Immerhin täuschte noch mein lebhaftes Wesen die Umgebung über die grosse Gebrechlichkeit hinweg. Noch wollte ich mich nicht unterkriegen lassen. Aber schon spannte das Schicksal wieder den Bogen und

zielte auf mich. An einem Türknopf zerspritzte mein rechtes Auge. Das Gesicht war entstellt und die Schönheitsliebe empfindlich verletzt. Aber ich sollte auch noch ein wirklicher Krüppel werden, ich brach ein Bein so ungeschickt, dass für meiner Lebtage schwere Folgen blieben, und allerends schnitt man mir ein Glied vom Leibe. Nun versagte meine Widerstandskraft, aus war es mit der Geduld. Ich brummte und murrte und wurde für meine Umgebung ein unerträgliches Geschöpf. In ohnmächtiger Wut ballte ich gegen Gott die Faust. Tod, oder Wahnsinn wäre mir erwünscht gewesen, nur um nichts mehr von mir selbst zu wissen. In höllischer Nacht und höllischem Schweigen ging ein Jahr dahin. Immer noch schmollend und trotzend näherte ich mich dem Herrgott, um mit ihm zu rechten. Kein Blitzstrahl eines zürnenden Herrn traf mich, sondern ein Lichtstrahl der Gnade. Die Besinnung kam. Vor meinem Geiste stand Gott, das höchste Wesen, ohne menschliche Neigungen und Unzulänglichkeiten. Das Leben durfte von mir nicht nur vom irdischen, menschlichen Gesichtspunkt betrachtet werden, sondern ich sollte demütig die Absichten eines allweisen, unendlich liebenswerten Vaters erforschen. So wurde mir klar, dass die Zulassung alles Leidens aus Liebe geschah und zum Segen gereichen musste.

Aeusserlich war ich gleichsam vernichtet, innerlich aber wurden mir grosse Gnaden zuteil, und es kam die Zeit, da ich mich für die glücklichste Kreatur auf Erden hielt.» «Ja, fühlen sie sich denn wirklich glücklich?» unterbrach Anton. «Fühlen, nein, ich lebe nicht

in Glücksempfindungen. Das Kreuz drückt hart, es gibt viele dunkle Stunden und schwere Kämpfe. Mein Glück ist ein verstandesmässiges, wenn ich so sagen darf. Früher war das Kreuz für mich ein lebensverneinendes Moment, heute schöpfe ich, dank einer besseren Erkenntnis, Daseinswerte aus dem Leiden. Wir sind nicht lebensbejahend, weil uns das Dasein angenehm ist, sondern in der Erkenntnis, dass gerade jeder bittere Tropfen heilsame Wirkung für unsere Seele hat, dass jeder Augenblick eine Gnadenfrist an den Toren der Ewigkeit ist.»

Der Pilger hatte aufmerksam zugehört. Das war echte Religiösität, nicht Opium für die Seele und keine blosse Frömmigkeitsduselei; das könnte angesichts eines solchen Opferlebens nicht bestehen. Lidwina gab Zeugnis für die Wahrheit, für die Macht und Tiefe des christlichen Glaubens. Sie unterstützte die seltsame Lehre seiner Mutter. Ach, wie weit musste er noch pilgern, bis auch ihm das Glück inneren Friedens entgegenlachte?

Die Frau des Hauses erschien im Zimmer. Sie liess sich nicht stillschweigend auf einen Stuhl nieder, um als unbemerkte Zeugin der Unterhaltung beizuwohnen, sondern sie grüsste den Gast und kündete der Tochter ihre Gegenwart an.

«Mutter, der Herr wird nun müde sein, ich habe ihn lange hingehalten.» «Gerne würde ich noch viele Stunden zuhören,» entgegnete Anton, für mich war die

Unterhaltung eine Wohltat. Darf ich noch fragen, ob sich das Fräulein mit irgend etwas beschäftigt?» «Ja, ihre Zeit ist vollständig ausgefüllt, sie unterhält mit Leidensgenossen einen sehr regen Briefwechsel, sie sucht zu helfen und Not zu lindern. Hier ist eine Blindenschriftsmaschine und hier ihre Schreibmaschine, wie auch wir Sehende sie benützen. An Stelle des Glockenzeichens gibt ein, auf die Hand fallender Hebel das Zeilenende an. Auf diesem kleinen Tisch liegen einige Handarbeiten meiner Tochter, und hier ist ihre Bibliothek mit Blindenschriftbüchern. Sie sollten einige Tage bei uns bleiben, dann könnten sie von den Werken in Punktdruck Gebrauch machen.»

Anton bedauerte, ohne Verzug weiterziehen zu müssen, da er nicht zu lange von zu Hause fortbleiben dürfe.

Die Frau anerbot sich, ihn in einem Gefährt nach Heiligkreuz bringen zu lassen. Sie fürchtete, es könnte ihm ein Unglück zustossen. Anton schlug das freundliche Anerbieten aus, nahm aber gerne ein Empfehlungsschreiben an den Wallfahrtsgeistlichen, sowie das Geld für die Rückreise und einen warmen Mantel an.

* * *

In früher Morgenstunde gelangte der Pilger in einen Wald. Er erreichte eine Frau, die hustend und pustend einen Reisigbündel mit sich schleppte. Anton

grüsste und anerbot seine Hilfe. Schwer atmend blieb die Frau stehen und betrachtete den Fremden. Sie begann zu klagen: «Das Leben ist ein Mühsal, ächzend muss ich seine Last von Minute zu Minute wälzen, während sie gewiss in den Armen der Zeit noch einen lustigen Tanz aufführen!» «Nun, ums Tanzen ist es mir just auch nicht,» entgegnete der Blinde. Die Alte klagte weiter: «Da geht man bei dieser Kälte eine Stunde um Holz aus, friert sich die Finger beinahe ab und bringt den alten Blasebalg da drinnen fast zum Reissen, und das, um einen Kaffee zu kochen und über einem armseligen Kaminfeuer die starren Hände etwas wärmen zu können.»

Während dieser Rede schickte sich Anton an, das Holz auf seine Schultern zu nehmen. «Führen sie mich nun am Arm, wie man ein Pferd am Zaume geleitet, ich bin blind!»

«Herrje, sie sind blind und noch so jung!» rief die Frau. Das schwarze Blindheitsgespenst ihrer falschen Vorstellung erschreckte sie. Nach und nach erholte sie sich von der Ueberraschung. Der Blinde fühlte ihre zitternde Hand an seinem Arm. Nun musste er die alte Frau und das Holz mit sich ziehen. Hustend und klagend stand diese immer wieder still.

Anton dachte an die Hinfälligkeit des Leibes und an die Gefangenschaft der Seele im Körper. War die Seele nicht einst Herrscherin über den Stoff gewesen, und ist sie nun nicht Sklavin eines dem Leiden und

Tode geweihten Leibes, Lastträgerin eines gebrechlichen Körpers geworden? Immer mehr neigt sich der Mensch zur Erde nieder und kriecht am Ende auf zitternden Gliedern. Menschengeist, Odem des Allerhöchsten in unumschränkter Freiheit und Allmacht regierenden Wesens, wie schmachvoll bist du der Erde dienstbar geworden. Von ihr, der Erde, bist du, Mensch, genommen und schwebtest gleichsam kraft des göttlichen Hauches über ihr, du warst ihr Herr, der Schöpfung Krone. Die geheimnisvolle Sünde der Ersten aber warf dich so wuchtig zurück auf die Erde, dass es in deinen Gliedern krachte und du dich nicht mehr erheben konntest. Staub hängt sich an dich, klebt an dir und reisst dich zurück in den dunklen Mutterschoss Erde.

Totengräber Vergänglichkeit ist des Menschen Weggenosse geworden. Ehe das letzte Stündlein geschlagen, nimmt er uns das Liebste schon aus der Hand, reisst Arme und Beine weg, wirft Augen und Gehör in das noch entfernte Grab und schaufelt sachte den Boden unter den Füssen eines Jeden weg.

Anton überkam das grässliche Gefühl, er sei bei lebendigem Leibe in den Zustand der Verwesung geraten. Der eigene, blosse Schädel grinste ihn vom Gerippe fallend an, die Glieder trennten sich, alles zerfiel, nur ein Häuflein Asche blieb, und auch in das fuhr der Wind und zerstäubte es in alle Himmelsrichtungen. Es graute Anton, sein Inneres lehnte sich auf, Todesangst ergriff die Seele. Da aber liebkoste ein warmer Son-

nenstrahl seine Stirne und erlöste ihn aus der Grabeskammer. Gleichzeitig erklang ein freudiger Ausruf der neben ihm gehenden Frau. Ihre sonst heisere und altersmüde Stimme hatte etwas Helles und Frisches. Sie liess den Arm des Blinden los. Er warf das Holz auf den Boden. Die Frau setzte sich darauf und verharrte in Schweigen.

Was ging hier vor? Der Lichtlose wusste es nicht. Er fragte auch nicht darnach. Sein Gesicht wandte er der Sonne zu, um warmes Leben verspüren zu können. Die warmen Strahlen taten ihm wohl. Seine Wangen begannen sich zu röten, und seine Seele umfingen lichtere Gedanken.

Die Augen der Frau blickten unverwandt in den Wald. Im Scheine der Sonne begann der Rauhreif, der bis dahin weisslich grau an den Bäumen gehangen hatte, zu glitzern und zu flimmern. Bald stand der Forst in silbernem Glanze da. Eiszäpfchen sprühten Feuer, und bunt leuchtende Kristalle rieselten von den Zweigen zur Erde nieder. Der Winterwald prangte in zauberhafter Schönheit. Die Seele der Frau war berauscht von der seltsamen Pracht. Alle Gebundenheit an die Erde war vergessen. Sie genoss die Freiheit eines glücklichen Augenblickes.

Die Sonne drückte das glühende Antlitz in einen Wolkenschleier, eine schattenhafte Hand glitt über die Wipfel der Bäume, ein silberner Schein huschte ihr nach, und dann versank die glänzende Schönheit im grauen Forste. Fahl stand der Wald wieder da. Ein

kalter Wind fuhr zwischen den Stämmen und Aesten hindurch und warf da und dort dürre Zweige von den Bäumen. Steif und müde bewegten sich die Stämme. Es knarrte und ächzte im Wald.

Die Frau schauderte. Sie schloss die Augen, um im Geiste noch einmal das Wunder der Natur zu geniessen und in der Erinnerung festhalten zu können. Nach einer Weile fühlte der Blinde die Hand der Alten an seinem Arm. Er hob das Reisigbündel vom Boden auf. Die Frau führte ihn wortlos zu ihrer kleinen Behausung.

* * *

An einem Sonntag hatte der Pilger eine alte Kirche betreten. Hut und Wanderstab in der Hand haltend lehnte er an einem Pfeiler. Ein greiser Priester stand auf der Kanzel. Seine Gestalt war gebeugt, weisses Haar quoll unter dem schwarzen Käppchen hervor. In den Augen aber brannte noch jugendliches Feuer. Seine Stimme klang bald mächtig donnernd und grollend, bald klagend und bittend, bald wie ein Wehruf und dann wieder wie ein glaubens- und hoffnungsfrohes Alleluja. Gleich wie der Landmann mit scharfer Pflugschar die Furchen in die Erde zieht, so rissen seine Worte die verschlossenen Herzen auf. Milde streute er den Samen in die Furchen.

Der Priester sprach über das Kreuz im Sinne des Leidens:

Das Kreuz steht mitten im Leben der Völker, im Leben der Familie und im Leben jedes einzelnen Menschen. Ueberall ist ein Kreuz, und wo es nicht durch das Geschick hingepflanzt wird, da schafft sich der ruhelose Mensch selbst eines, ein doppelt grosses. Ja, die Menschheit zimmert sich das Marterholz, hochmütig prahlend schwingt sie die Axt, fluchend sieht sie ihr Werk, und sträubt sich, die Arme auf das Kreuz zu legen. Doch sie muss es tun, alle müssen nach Golgatha, betend oder fluchend, in kindlicher Unschuld oder Sünde beladen, mit leuchtenden Augen oder zähneknirschend, alle müssen ans Kreuz.

Das Leiden ist unerbittlich wie der Tod! Sperrt ihm den Weg mit tausend Türen, schiebt eiserne Riegel vor, verklebt jede Ritze und häuft Berge auf von Gold und Edelsteinen, was hilfts, es krallt sich jedem fest in den Nacken, reisst alle nieder aufs Marterholz.

Hart und grausam, mit wuchtigen Hieben, zeichnet es sich auf das Gesicht des Einen, wie eine Schlange schleicht es sich an die Ferse des Andern und zernagt die Sehne; unversehends dringt der Wurm in die zarte Knospe, und der purpurglühenden Rose, der viel beneideten, scheinbar ungerecht geschonten, zerfrisst er das Herz, ein Windhauch, und die Blätter fallen.

Das Leiden begegnet dem Menschen auf öffentlichem Markte, im prunkvollen Palaste, im verlassenen Dachstüblein, alle haben ihr Kalvaria!

Jeder will sich los auch vom unabwendbaren Kreuze reissen und zerreisst dabei Hände und Füsse und windet sich im grösseren Schmerze. Die Menschen suchen den Genuss, den Uebergenuss, als Leidenserlösung, betäuben sich im Taumel der Leidenschaften und finden nicht Ruhe.

Das Menschenleben ist und bleibt ein Opfergang; jeder hat dem ewigen Gott zum Opfer sich zu weihen. Legt der Mensch die Gabe mit Verwünschung hin, opfert er mit einer Seele voll Lug und Trug, voll Neid und Bosheit, mag sein Altar himmelhoch aus schönstem Marmor sein, schwarzer Rauch qualmt auf die Fliesen nieder und Schwefeldunst erstickt die Seele. Der moderne Kain hasst seinen Bruder mit den glückstrahlenden Augen, dessen Lebens Opfer von der reinen zum Himmel steigenden Liebesflamme verzehrt wird.

Auf der Schädelstätte, dem verhöhnten und hochgepriesenen Paradies, unter dem Kreuzesbaume der Erkenntnis, da hält die Menschheit ihr grosses Stelldichein. Von diesem Orte dehnt sich über die ganze Welt ein schauriger Kreuzeswald aus. In diesen dunklen Forst des Jammers hat einer das Licht gebracht. Er hat das grösste Kreuz bestiegen, und wie nach finsterer Nacht unsere Firne im Glanze der aufgehenden Sonne Flammen sprühen, so leuchtet das Kreuz des Herrn über die ganze Erde. In reinen Augen, in reiner Seele spiegelt sich die Weisheit des Kreuzes wieder.

Gott offenbart sich dem Menschen in seiner sichtbaren Schöpfung als allweiser, als allmächtiger Herr. Erzählen es nicht die Sterne, die Berge und das Meer, sagt es nicht die zarte Blume, das Kinderauge und der Geist edler Menschen, wie unendlich gross der Herr ist? Begegnet Gott dir mit dem Kreuze, mit schwerer Prüfung, warum erkennst du ihn dann nicht?

Jedem misst er mit seiner Wage Freuden und Leiden zu. Lässt er die tränengefüllte Schale sinken, warum hälst du ihn für ungerecht, unweise, lieblos? Der Zweifel ergreift die Seele und treibt sie in die Irre, und unversehens wirst du zum stillen Lästerer. Sprich Gott die Vollkommenheit, die Weisheit in seinen Fügungen ab, so wirst du deinen Gott verlieren und wirst vor einem Wesen knien, das Mängel hat, es wird dein Götze sein, nicht dein Gott.

Gottes Liebe offenbart sich glorreich am Kreuze. Deine Liebe, o Mensch, wird erst gross und wahr im Leiden. Die Seele bedarf der Reinigung! Willst du Gold in der warmen hohlen Hand läutern? Nein, es muss in den Feuerofen!

Gott in seiner vollkommenen Gerechtigkeit und Weisheit stiess den Menschen in Nacht und Grauen, er lässt die verdorbene Natur im Leidensgrabe sterben, um sie im Glanze seiner Gottheit zu ewigem Lichte neu erstehen zu lassen.

Die Lehre des gekreuzigten Gottes allein kann die Menschheit retten und glücklich machen. Die gesellschaftliche Ordnung, die Gattentreue und Freundes-

liebe haben nur unter dem Kreuze immerwährenden Bestand. Den Bürger drücken die Pflichten des Vaterlandes, dem Manne, der Frau wird zu Zeiten die Familie zur Last, Schwächen und Mängel der Gatten drohen das Band der Liebe zu zerreissen, und der beste Freund kann uns einmal zum Kreuze werden. Was geschieht dann ohne die Kreuzesweisheit? Das Glück zerbricht wie Glas.

Wer nicht ertragen, wer nicht überwinden, sich selbst vergessen, sich opfern kann, wer nicht ein wenig asketischen Sinn hat, der wird nie den inneren Frieden finden, er wird ein Rohr bleiben.

Wohlan denn Christen, schrecket vor dem Kreuze nicht zurück! Seine Last ist unerträglich schwer, wenn ihr es ängstlich mit zitternden Armen von euch halten wollt; fest an die Brust gedrückt, wird es leichter, wird es Stütze. Greift mit frischem Mute, mit beiden Händen in die dargebotenen Dornen, und der Duft einer nahen Wunderrose wird euch beglücken.

Wohlan denn, mit dem Schwerte des Kreuzes, der Kreuzesliebe und Opferfreudigkeit in den Kampf gegen die Leidenschaft, gegen den Stolz, gegen die Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, Gott will es!

Geht nach Kalvaria, dort findet ihr die Hochschule, die Quelle der Weisheit! Ihr Führer, lenket die Völker im Zeichen des Kreuzes; ihr jungen Menschen, baut die Familien auf diesen Grund und sucht die Rettung nicht in eitler phrasenhafter Selbsterlösungslehre,

ratend, sich am eigenen Zopfe aus dem Schlamm zu ziehen, sucht sie beim gekreuzigten göttlichen König!

Alle müssen früher oder später, wer will es leugnen, nach Golgatha ans Kreuz! Kriecht nicht hin in sklavischem Zwange, beugt euch freiwillig in männlicher Würdigkeit vor der Weisheit und Liebe des gekreuzigten Heilandes, und macht den Völkern, dem Mitbruder durch die Verkündigung dieser Wahrheit das Joch süss und die Bürde leicht.

Dem blinden Zuhörer war es, als sehe er die letzten dunkeln Schatten seiner bisherigen Leidensauffassung der finstern, erschreckenden, hassenswerten Schicksalsmacht von sich gehen, und ihm war, als legten sich zwei Kinderhändchen sanft auf seine toten Augen, die Hände des Gotteskindes von Bethlehem. Sie trugen die Wundmale des gekreuzigten Mannes, und durch diese Wunden flutete in die Seele des Blinden ein wundersames, nie gekanntes Licht. Er erfasste die Liebe und den Heilsplan Gottes im Leiden, und er küsste im Geiste die zarten Hände, die sein Schicksal regierten.

«Mutter, wie spät erst erkenne ich die Wahrheit deiner Worte!»

* * *

Mit glückstrahlendem Gesichte und freudeerfülltem Herzen strebte der Pilger dem Ziele seiner Wallfahrt zu.

Schon fiel in den Bergen dichter Schnee, und ein scharfer Wind trieb dem Wanderer vereinzelte Flocken ins Gesicht. Er zog den Hut tiefer in die Stirne und schritt rüstiger aus; ehe der Schnee Weg und Steg bedeckt hatte, musste Heiligkreuz erreicht sein. Aber schon nach einer halben Stunde ging er mitten im wildesten Schneegestöber.

Die Natur zog ein Festgewand an, um König Winter, der mit eisigem Szepter zu regieren begann, zu huldigen bis die erste flötende Amsel, der erste lustige Fink mit Heroldsruf das Kommen des milden Lenzes ankünden, bis Schlüsselchen und Glöckchen die Köpfchen zusammenstecken und sich den Morgengruss zuflüstern.

Tief neigten sich die Sträucher am Wege und der flockengeschmückte Mantel des Pilgers hing schwerbeladen herab. Anton ging auf einem reinen, weissen Teppich, seinen Lauf zu vollenden.

Unversehends irrte er von der Strasse ab, und als die Nacht hereinbrach, stand er verlassen da, wusste nicht mehr ein noch aus.

Der Wind hatte sich gelegt, und es hörte auf zu schneien. Am Himmel lagerten schwarze Wolkenheere.

Anton lehnte sich an den Stamm einer Birke und überlegte, was nun zu tun sei. Ihn, den Blinden,

konnte kein Licht, wenn es auch in unmittelbarer Nähe gebrannt hätte, aus der finstern Einöde retten. Doch horch, da drang das Gebell eines Hundes an sein Ohr. Mit frischem Mute arbeitete sich Anton durch den Schnee den wegweisenden Lauten entgegen. Schneebedeckte Aeste schlugen ihm ins Gesicht, grosse Steine und tiefe Gräben wollten sein Fortkommen hindern. Oft musste er sich auf allen Vieren vorwärtsarbeiten. Näher und näher rückte er dem bellenden Hunde. Der Stock entfiel seiner Hand, er suchte, fand ihn aber nicht mehr. Da liess er sich vorsichtig einen Abhang hinuntergleiten. Plötzlich krachte eine Eisschicht unter seinen Füssen, kaltes Wasser drang in die Schuhe, unter dem Eis rauschte ein Bach. Anton hielt sich an einem Weidenbusche fest. Am andern Ufer bellte der Hund. Dorthin konnte der Blinde unmöglich gelangen. Er rief um Hilfe, doch keine Antwort erfolgte, und immer weiter entfernte sich das Gekläff des Hundes. Mühsam kletterte Anton wieder den Abhang hinauf. Oben angekommen, sank er entmutigt in den Schnee. Erst nach einiger Zeit raffte er sich wieder auf. Mit dem Taschenmesser schnitt er von einem Haselstrauch einen Stock. Die Strasse konnte nicht weit vom Flusse entfernt sein. Er suchte nach rückwärts und wehrte sich schweisstriefend zwei Stunden lang. Als er aber anstatt auf den Weg wieder an den Bach kam, da verliessen ihn die Kräfte. Er setzte sich auf einen Stein, ein alter knorriger Weidenbaum stützte seinen Rücken.

Langsam erholte sich Anton ein wenig; doch um sich zu erheben und noch einen Schritt zu tun, waren seine Glieder zu schwach geworden. Mit dem Schnee, diesem Hindernis in den Bergen, hatte der Sohn der Ebene nicht gerechnet, sonst wäre er vernünftigerweise vor dem Ziele umgekehrt. Nun aber lag er auf dem letzten Kreuze seines Lebens. Zur leiblichen Blindheit gesellte sich die dunkelste Nacht der Seele. Die bisherige sinnlich-geistige, bildliche Vorstellungsfähigkeit versank in ein schwarzes Chaos. Die Gestalten waren zu Fratzen geworden, Licht und Farbe aus der Phantasie entschwunden.

Er war einem Zustand verfallen, wo das Daseinsbewusstsein nur noch inmitten einer grauenvollen Finsternis lebt. Der Verstand war ihm aber nicht genommen, und er hatte wie nie zuvor ein lebendiges Bewusstsein der Gottesnähe. Unwillkürlich fuhr ihm der erste Satz der heiligen Schrift durch den Sinn, damit war seine Lage geschildert: «Nacht lag über der Erde, sie war wüst und leer, über den Wassern schwebte der Geist Gottes.» Glaubensstark harrte Anton des Schöpferwortes: «Es werde Licht!»

Das sinnlich-geistige Begriffsleben war einer Gotteserkenntnis gewichen, die sich nicht im Bilde zeigt, nicht in Worte kleiden lässt, unendlich über der gewöhnlichen menschlichen Empfindungswelt steht. Was lag also daran, dass alle sinnliche Vorstellungskraft im Chaos unterging, über der Finsternis schwebte der Geist Gottes!

Die Gottesverehrung des Pilgers mündete aus in den einfachsten und höchsten sittlichen Akt, in die vollkommene Hingabe an Gott, der einzigen innern Vollendungsmöglichkeit des Menschen, der glückseligen Wunschlosigkeit, dem Stillewerden am Herzen des ewigen Vaters, der wonnevollen Ruhe beim Schöpfer.

Die schwarzen Wolken am Himmel legten sich zurück auf die Schultern der Berge und tausend glänzende Aeuglein blickten nieder auf das Land. Zarte Strahlen zitterten glitzernd über den Schnee, und feine Lichtfäden woben rastlos spielend einen silberleuchtenden Schleier in die Luft. Feierliche Stille lag über der Erde. Da knirschte auf gefrorenem Wege ein harter Schritt. Ueber den Schnee glitt der schattenumtanzte Schein einer Laterne. Eine Tür knarrte, ächzte in den Angeln und fiel zurück ins Schloss. Das Frühglöcklein von Heiligkreuz begann zu läuten. Seine Klänge wiegten die Seele des Pilgers in süssen, ewigen Schlaf.

* * *

Der kleine Raphael war seiner Hüterin, Cäcilia davon gelaufen. Er suchte im Zaune des Spitalgartens ein Loch, um durchzuschlüpfen. Doch nirgends zeigte sich die erwünschte Oeffnung, und die Gitterstäbe des Portals waren so eng gereiht, dass sie kaum dem kleinen Kopfe Raum boten. Ach wäre er ein Mäuslein, husch, husch würde er dann im Garten und bei der Mutter sein. Doch halt, da drinnen lief eine grosse Katze über den Weg, die würde ihn mit ihren scharfen Krallen am Genick fassen. Misstrauisch verfolgten seine Augen das Tier, und erst als es ausser Sicht war, überlegte der Kleine wieder, wie er in den Garten gelangen könnte. Der Kopf wurde zwischen den Gitterstäben hindurchgezwängt, doch kein Drehen und Winden half, den Schultern blieb der Weg gesperrt. Nun, geht es nicht Kopf voran, so wird der Eintritt mit den dünnen Beinchen erzwungen. Raphael legte sich platt auf den Boden und schob je ein Füsschen in eine Gitteröffnung, das ging gut, bis dort, wo die Beine aufhören, und zum Glück war der mittlere Eisenstab kein salomonisches Schwert. Enttäuscht wollte der Knabe seine Beine zurückziehen, da packte ihn jemand an den Füssen. Er zappelte und schrie aus Leibeskräften, und als er freigelassen wurde, ergriff er auf allen Vieren die Flucht. Zwei Hände erwischten das Bürschchen und stellten es auf die Beine. Vor dem verdutzten Knaben stand lachend ein Arzt. Dieser Plaggeist sah

ganz vertrauenerweckend aus. «Ich möchte zur Mutter!» rief Raphael. «Ja, wo ist denn deine Mutter? Ist sie da drinnen?» «Ja,» entgegnete der Kleine und streckte die Hand aus, damit ihn der Arzt hineinführe. «Deine Mutter will gewiss einen sauberen Buben sehen, komm ich putze dein Kleidchen!» «Sie kann nicht sehen.» «Wie, kann sie nicht sehen?» fragte erstaunt der junge Augenarzt. «Nein,» bestätigte der Knabe.

Der Arzt ergriff die Hand des Kleinen und führte ihn ins Krankenhaus. Er ahnte nicht, welch grosser Liebesdienst damit der Frau erwiesen wurde.

Während er im grossen Spital die Mutter des Kleinen suchte, sass eine Mitpatientin bei der Blinden und las ihr die Zeitung vor. Ahnungslos las sie ihr die Mitteilung, dass in der Nähe von Heiligkreuz ein Pilger erfroren aufgefunden worden sei, es handle sich um den blinden Herrn A . . . Hier stockte die Vorleserin und blickte von der Zeitung auf. Klara war lautlos in die Kissen zurückgesunken und lag da, bleich wie der Tod. Der herbeigerufene Arzt schickte sich an, eine Einspritzung zu machen. Die Frau aber flüsterte: «Lassen sie mich sterben, es ist zu viel des Leidens!» In diesem Augenblick trippelte Raphael über die Türschwelle, eilte mit flinken Beinchen zum Lager der Mutter, und ehe man ihm wehren konnte, war er auf dem Bett und schlang ihr die Arme um den Hals. «Mutter, liebe Mutter,» rief er und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Da kam Leben in die bleichen,

starren Züge. «Nein, ich darf nicht sterben, muss leben für dich mein Büblein,» hauchte sie.

Raphael hatte der Mutter nicht nur Lebensmut gebracht, sondern auch einen unerwarteten Helfer. Der junge Augenarzt schenkte ihr seine Aufmerksamkeit, und als sie wieder bei Kräften war, unterzog er ihre Augen einer gründlichen Untersuchung und stellte fest, dass ein Auge durch operativen Eingriff geheilt werden könne. Diese Hoffnung vermochte die Frau, wenn auch nicht daseinsfroh, so doch lebensstark zu machen. Mit Sehnsucht erwartete sie den Tag des Lichtes. Das Messer des Arztes durchdrang die Schleier der Blindheitsnacht, und Klara wurde sehend.

Nun kam ihr die Zeit der Lichtlosigkeit vor wie eine lange, traumbeschwerte Nacht. Sie freute sich des Lichtes, freute sich der Freiheit: ungehemmter durchs Leben gehen zu können. Sie erhielt bei einem alten Herrn eine Stelle als Haushälterin und durfte ihren Raphael bei sich haben.

Jedes Jahr einmal fuhr sie zu der einsamen Kirche in den Bergen und betete dort an einem stillen Grabe. Der Besitz des Augenlichtes vermochte eine Wunde ihres Herzens nicht zu heilen; in der Seele brannte ein grosses Heimweh nach den lieben Dahingeschiedenen;

Köstlicher als das Licht ist und bleibt die Liebe!

* * *

Erschienene Schriften von Gebhard Karst,
Selbstverlag Heimatstrasse 26 St. Gallen O

Mutter zeige mir das Licht

Erzählungen aus dem Leben meiner kleinen (blinden) Schicksalsgefährten.

Preis: hübsch broschiert Fr. 2.50, in Leinen gebunden Fr. 4.—.

Sein Augenlicht zu verlieren ist wohl vom schwersten, das einen Menschen treffen kann. Dieses Kreuz aber nicht nur in Ergebung in Gottes unerforschlichen Willen zu tragen, sondern durch alle Seelenqual und Prüfungszeit zur innern Erleuchtung und Befreiung sich hindurchzukämpfen, wie Gebhard Karst dies getan hat, ist bezwingender Heroismus. Nur ein begnadeter Mensch vermag aus der Schwere eines Geschickes heraus, als seelisch-Schauender so hohe ethische Werte darzureichen, wie Karst es in seinen tiefempfunden flüssig geschriebenen Geschichten getan hat. In tiefer Ergriffenheit verweilt man bei diesem Buche, wohl am meisten bei der Geschichte vom «Gefangenen König, der ein grosses Reich verloren hat.»

Tragen wir durch Kauf des Buches Freudenfunken in die Seele des Verfassers, nicht sowohl durch den Erwerb allein, denn dabei sind doch wir die Beschenkten, sondern als durch Anteilnahme Mittragende zum Ansporn für weiteres fruchtbares und gesegnetes Schaffen.

E. C. D.

Eine Reihe von einfachen, lieblichen Geschichten, wie sie nur der zu erzählen vermag, der das Leben seiner Helden selbst gelebt hat. G. Karst ist in seinen Knabenjahren erblindet. Seinen kleinen und grossen Leidensgenossen hat er seither sein schriftstellerisches Können gewidmet. Ohne grosses Getue erstehen vor unsern Augen ergreifende Menschenschicksale. Viel Dunkel ist da; Verzweiflung über den Verlust des Augenlichtes, Unverstand der Umwelt, der Menschen, die doch da wären, um zu helfen, aber daneben auch soviel Licht, soviel Glauben und Hoffen. Wir empfehlen das anspruchslose und doch so gehaltvolle Buch vor allem den Jugend- und Volksbüchereien, es ist recht schweizerisch wahr, und bestimmt, fähig, in manches einsame Herz einen Strahl warmen Lichtes zu tragen.

Pro Juventute.

Bei den Blinden im Leuchtturm

Eindrücke und Erlebnisse eines Schweizer-Blinden in Frankreich.
Preis in Leinen gebunden Fr. 3.—.

Zufällig kam mir bei meinem Aufenthalt in der Schweiz ein Schriftchen zu Gesicht, das einen Blinden, den Schweizer Gebhard Karst, zum Verfasser hat und das ich mit wachsender Teilnahme gelesen habe. Der Leuchtturm, Phare de Bordeaux, ist ein altes Schloss in der Nähe der grossen Stadt gelegen, das während des Krieges zu einem Blindenheim eingerichtet worden ist, und insbesondere Kriegsblinden zu längerem oder kürzerem Aufenthalt dient. Ein Leuchtturm (französisch Phare) ins dunkle Leben soll es den vielen Blinden sein, daher sein Name. Zur Zeit als der Verfasser dort für etliche Monate weilen durfte, beherbergte das Schloss, das von einem grossen Park umgeben ist, etwa 30 Blinde, die hauptsächlich als Bürstenbinder, Sesselflechter und Korbmacher in den verschiedenen Werkstätten beschäftigt sind.

Der Leser bekommt einen tiefen Eindruck von dem, was die Blinden entbehren und wie dankbar jeder Sehende für die Gottesgabe des Augenlichtes sein sollte; er erfährt aber auch, wie die Blinden diesen Mangel auszugleichen suchen, wie sie durch Arbeit sich nützlich zu machen, durch gegenseitige Hilfeleistung sich das Leben zu erleichtern wissen und wie darum ein fröhlicher Ton unter ihnen herrschen kann.

Der Verfasser beschreibt höchst anschaulich, wie er sich in seinem grossen Zimmer und dann in dem weiträumigen Schloss allmählich heimisch macht, wie er in dem grossen Park Entdeckungsreisen anstellt, wesent-

lich von seinem Geruchsinn geleitet, der ihn freilich auch einmal zu tief in ein Blumenbeet hineinführt, ja wie er schliesslich in Stadt und Umgebung mit andern Blinden Ausflüge zu machen imstande ist.

Hier ein paar Sätze aus dem Büchlein als Proben des Geistes, in dem es verfasst ist:

Wo wir Blinde ein Stück Selbständigkeit erringen können, sind wir glücklich.

Es gibt Leute im Dienste der leidenden Menschheit, deren Hände rauh geworden sind und die weder Achtung noch Pietät vor dem Kreuz ihrer Schutzbefohlenen haben und nur das Fehlerhafte, das arme Menschliche an dem im Elend sich windenden sehen.

Wir sind nicht blind geworden, um uns stumpfer Resignation hinzugeben, sondern um weiter zu wirken soviel in unsern Kräften liegt.

Wir sind die gleichen Menschen, wie die Sehenden, nur dass diese uns oft die Augen leihen müssen und wir im Ringen nach Existenz die hilfsbereite Hand doppelt nötig haben. Weg also mit den Schranken des Vorurteils und der Verständnislosigkeit.

Diesem edlen Zweck Teilnahme und Hilfsbereitschaft zu wecken, möchten das Büchlein und auch diese Zeilen dienen. Ulmer-Zeitung.

Blind und Taub

Broschüre mit drei Illustrationen. Preis 60 Rp. Eine erschütternde, kurzgefasste Schilderung des Lebens taubblinder Menschen.

Menschen die im Dunkeln leben

Preis hübsch broschiert Fr. 2.50, in Leinen gebunden Fr. 4.—.